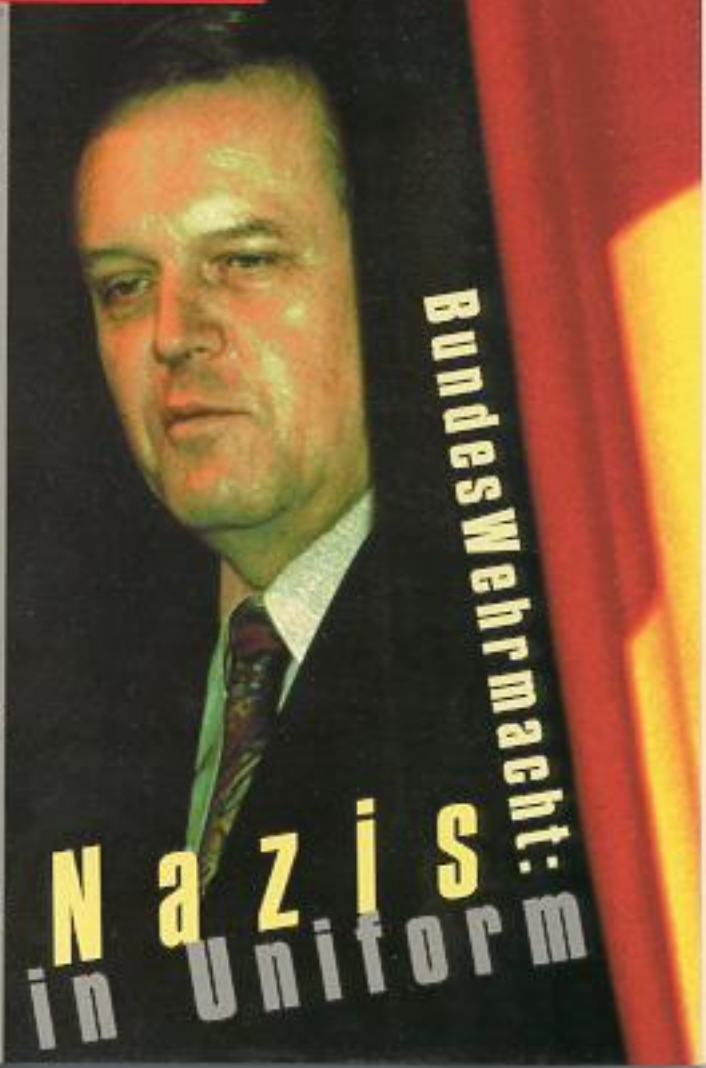
Heft 2 Februar 1998 8,– DM

C 12611 E

konkret

Konkret: Politik & Kultur

- Bewältigte Vergangenheit: Die Goldhagen-Linke
- Asiatische Akkumulation: Eine kleine Tigerkunde
- Medien: Die neue »Zeit«
- Porno: Der Mann als Schwanz
- German Rap: Nationale Reim-Attacke
- Tomayer in die Bundeswehr!



Nazis in Uniform

Bundeswehrmacht:

in konkret Februar 1998

hier Konkret von Horst Tomayer

von Konkret

an Konkret

Das Falsche im Richtigen von Hermann L. Gremliza

Herrschaftszeiten

Nazis in Uniform von Michael Schilling
Deutsche sind keine Nazis. Es sei denn, man bäte ihnen Gelegenheit. In vielen Einzelfällen hat man es stets getan. Der größte Einzelfall ist die Bundeswehr

Nur Hermann Göring fehlt von Michael Schilling

Vom deutschen Schicksalskampf von Gerhard Henschel
Wer die kollektive Schuld der Deutschen um nationalsozialistischen Vernichtungskrieg bestreitet, der sollte sich wenigstens hüten, von kollektiver Unschuld zu reden. Und einmal einen Blick ins Familienalbum werfen

Hitlers EWG von Otto Köhler
Das »Wirtschaftswunder« war gar keins - es verdankte sich der systematischen Ausplünderung Europas durch die deutschen Besatzer im Zweiten Weltkrieg

Weißbuch - Schwarzbuch von Rayk Wieland
Ausgemergelte Kinder hinter Stacheldraht, vom Hunger gezeichnete Kulakenkinder - ein Teil der Dokumente, mit denen »Zeit« und »Spiegel« den »Klassengenozid« der Kommunisten illustrieren, sind dafür jedenfalls nicht geeignet

Staatsanwälte auf Schnitzeljagd von Carola Sommer
Mit Steuergeldern großzügig bedacht, denunziert der »Forschungsverbund SED-Staat« jeden, der einem DDR-Funktionär auch nur die Hand geschüttelt hat – CDU-Politiker natürlich ausgenommen

Lebens-Schaden von Oliver Tolmein
Die Degradierung des ungewollten Kindes mit Behinderung zum >Schaden< und die Herabwürdigung der Frau zum >fetalen Umfeld<, das ein möglichst optimales Produkt hervorbringen soll, sind Konsequenzen einer Verrechtlichung der durch biologistisches Leistungsdenken geprägten sozialen Beziehungen

Brief aus Jamaica von Peter-Paul Zahl

Jetztzeit von Peter Hacks

»Zeit« und Schaum von Joachim Rohloff
Ein Ausflug in die Welt der realen Anachronismen und des endlosen Geschwätzes

In der Tigerfalle von Robert Kurz
Der asiatische Kollaps und die Krise des Weltkapitals sind die Quittung für jahrzehntelange Luftgeschäfte und das horrende Exportdefizit der USA

In diesem Sinne - FDP im Kosovo von Jürgen Elsässer

In diesem Sinne - Wir als Bundesrepublik von Horst Pankow

In diesem Sinne - Henkel, Fischer, Blüm von Michael Schilling

Lehrstück vom Einverständnis von Rayk Wieland

Kunst & Gewerbe

»...sie durchaus zu vertilgen« von Peter Fasel
Obwohl er bereits im Jahre 1819 die Ausrottung der Juden propagierte, wird der Schriftsteller Hartwig von Hundt-Radowsky von Historikern gerne übersehen. Das hat er nicht verdient

Buch & Deckel von Stefan Ripplinger

Mediopoly: die Sex-Variante von Georg Seeßlen
Wie und warum das Medium das Private öffentlich macht. Erster Teil eines Beitrags zum Streit über Pornographie im Fernsehen

Sex sucks von Karl Pawek
Die PorNo-Kampagne der späten 80er hat gegen sexuelle Gewalt nichts ausgerichtet - aber der Zensur vortrefflich zugearbeitet. Da erscheint ein über 100 Jahre altes Buch plötzlich wieder sehr modern

Der neue Hystomat von Kay Sokolowsky
Die pathologische Hysterie ist nicht etwa ausgestorben. Sie heißt heute nur anders. Über die epidemische Verbreitung hysterischer Erkrankungen in den 90er Jahren hat Elaine Showalter eine Studie verfaßt

Die Große Depression von Jan Pehrke
Es gibt doch noch eine Soziologie jenseits von Politik-Beratung mit Blick auf den Starnberger See. Der französische Sozialwissenschaftler Pierre Bourdieu und seine Mitarbeiter haben die »Misére« von Fabrikarbeitern, Bauern, Einwanderern, Schülern und anderen dokumentiert. Ein großer Gesellschaftsroman ist dabei mitentstanden

»Verdammt, wir verdienen Respekt« von Hannes Loh
Deutschsprachiger Rap ist das gefragteste Produkt auf dem nationalen Musikmarkt. Dem kommerziellen Boom folgt nun das intellektuelle Interesse. Doch ein Blick auf die Basis zeigt, daß sich in der Hip-Hop-Szene auch Rassisten und Jungunternehmer wohlfühlen können

Melodie & Rhythmus von Klaus Smit

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 02/98, S. 3

Horst Tomayer

hier Konkret

»Die jetzige Krise der Bundeswehr ist ihre große Chance. Jetzt kann sie sich erneuern. Bürgerbeteiligung ist dabei nötig. Die Linke muß über ihren Schatten springen. Sie muß ihre Abneigung gegen die Bundeswehr überwinden. Sie muß in die Bundeswehr. Dann wären unsere Streitkräfte wieder ein >Spiegelbild der Gesellschaft<. Nur so können wir die Braunen erfolgreich abwehren.« Das verlangte Professor Dr. Wolffsohn von der Bundeswehrhochschule München in der »Bild-Zeitung«. KONKRET bat dazu den gelernten Wehrdienstverweigerer und Linken Horst Tomayer um eine Stellungnahme

konkret: Glauben Sie, daß durch den vermehrten Eintritt linker Kräfte in die Bundeswehr der Vormarsch der Braunen gestoppt werden könnte?

Tomayer: Auch und grade als Linker lernt man nicht aus, oder wie Biermann sagt: Nur wer sich ändert, bleibt sich treu. Ich war, zugegeben, früher ein Todfeind der Truppe. Aber ich komme heute der argumentativen Fangschaltung Wolffsohn (»Bild«), Fücks (»Taz«) und Rühe (Hardthöhe) nicht aus. Unbedingt sollte die deutsche Linke ihren Marsch durch die Institution Bundeswehr unverzüglich antreten. Kein Kinderspiel, gewiß, aber - machbar, was man ja in andern Gegenden der Gesellschaft schon längst beobachten kann. Nehmen Sie nur einmal den Marsch promisker Kräfte durch das Katholische Establishment oder die zwar noch in den Kinderschuhen steckende aber sich spürbar auswachsende Infektion der Arbeitgebervereinigungen durch proletarische Agenturen. Die altlinke Polarisierung ist historisch obsolet. Teils verdeckte, teils öffentliche Unterminierung ist das Programm der Zukunft.

konkret: Sind die Linken wegen ihrer bisherigen Wehrdienstaskese dafür verantwortlich, daß in der Bundeswehr so viele Rechtsradikale ihre Schießübungen machen?

Tomayer: Wer sich vor Selbstkritik nicht ekelt, muß sagen: ja. Rein vom physikalischen Gesetz der Verdrängung her ist jedes Bundeswehrbett, in dem ein Linker poft, kein Neonazinest, ist jeder Panzer, den ein der Schriften Rosa Luxemburgs Kundiger chauffiert, nicht in der Gewalt eines Auschwitzleugners. Warum der braunen Pest das ganze Feldgrau überlassen' « ' Warum nicht eine Rote Armee Fraktion zu Lande, zu Wasser und zu Luft? Innere Koexistenz zunächst, apropos >Spiegelbild der Gesellschaft<, dann dran drehn, die Mehrheit kriegen und schließlich die rechten Kräfte per Befehlsgewalt dominieren. Peng! Es muß doch für einen linken Leutnant ein Vergnügen sein, Skins in seinem Haufen die Hammelbeine langzuziehn.

konkret: Wolffsohn**...**

Tomayer: ... der übrigens die BuWeh-Innovationsmine losgetreten hat! Erst dann rührte sich der Ex-KBW-Mann Fücks und zuallerletzt kam Rühe, der Schnarchsack, in die Klamotten.

konkret: ... Wolffsohn sieht aber zur Zeit noch schwarz.

Tomayer: Weil er auch nicht ganz ausgeschlafen ist und nicht spannt, daß ja schon ein beträchtliches linkes Potential in der Bundeswehr steckt: Nämlich die Tausenden NVAler, die Rühe nach der DDR-Annektion eingekauft hat, durch die Bank lupenreine SED-Kader, also wenn die kein Bollwerk sind gegen Braun, wer dann?

konkret: Die in Kasernen hausen, die nach Hitlerleibwächtern benannt sind.

Tomayer: Noch. Alles nur eine Frage der Zeit und dem dann fälligen Eimer Tünche.

konkret: Rühe will demnächst massenhaft öffentliche Vereidigungen.

Tomayer: Das wird die Feuertaufe für beide Seiten. Die wehrpflichtige Linke sollte antreten. Und Rühe muß sehen, daß er sie beim Eid aufs Vaterland nur mit der Roten Fahne in der Rechten kriegt.

konkret: *(schmunzelnd):* Ach ja? Ist das nicht ein bißchen Politcomedy?

Tomayer: Ach ja? Ich? Und Kabarett? Wer hat denn angefangen? Sie doch? Ich will Ihnen mal folgendes sagen, Genosse Zeitschrift: Wolffsohn, Rühe, Fücks – alle drei nix wie ganz normale Achtzigpfennigbürschl der herrschenden Klasse zur Bewachung ihres Vermögens, der wo die Polizei nicht langt. Kapiert? Wir sprechen uns noch! (Aber ist dies nicht denn doch zu bitterstem Ende lächerlichster Kabretscheiß? Bitte lesen Sie hierzu meine Meinung im Märzheft!)

Konkret 02/98, S. 4

von Konkret

Einen Antrag auf einstweilige Verfügung gegen die KVV Konkret Vertriebsgesellschaft stellte der »ND«-Korrespondent Marcel Braumann vor dem Landgericht Berlin. Sie richtete sich gegen die von KONKRET-Autor Samuel Salzborn in seinem Artikel »Ostdeutsche Allianzen« (KONKRET 12/97) gemachten Feststellungen, er, Braumann, habe sich der Nazizeitung »Junge Freiheit« angedient, sich als »westdeutschstämmig« bezeichnet (bzw. bezeichnen lassen) und Beiträge für die »schwarzbraune Zeitschrift >Mut< verfaßt«. Außerdem sei ein Zitat Braumanns verkürzt und sinnentstellend wiedergegeben worden. Lediglich im letzten Punkt hat Braumann recht bekommen, in den übrigen nicht. Die Begründung des Gerichts lautet:

Während es sich bei der ... angegriffenen Äußerung um eine zulässige Wertung der Ausführungen des Antragstellers in seinem Leserbrief an die »Junge Freiheit« handelt, da es vom Dafürhalten und Meinen geprägt ist, ob sich jemand einem anderen >andient< oder anbiedert, und diese Meinung nicht jeder Tatsache entbehrt, hat der Antragsteller den Begriff »westdeutschstämmig« in seinem Artikel im »Neuen Deutschland« vom 15. Juni selbst verwandt, als er über sich in der dritten Person geschrieben hat. ... Bei der Bezeichnung des Blattes ()Mut«, d.Red.) als »schwarzbraun« handelt es sich um eine Wertung, die nicht deshalb völlig aus der Luft gegriffen und nur die Herabsetzung bezweckend anzusehen ist, weil Dritte der Zeitschrift Ausgewogenheit bescheinigen oder verschiedene, darunter linke Autoren für diese schreiben. Schließlich führt die Antragsgegnerin im angegriffenen Artikel gerade aus, daß sich die kritisierte Zeitschrift durch die Anwerbung bürgerlicher Gastautoren ei . nen anderen Ruf verschaffen will.

Es wäre auch etliche Nummern zu dreist gewesen: Erst sich mit einem Leserbrief bei der »Jungen Freiheit« andienen, auf »westdeutschstämmig« machen und die schwarzbraune Zeitschrift »Mut« beliefern - und dann vor Gericht ziehen, um sich bestätigen zu lassen, daß dies alles nicht der Fall gewesen sei.

In der »Tageszeitung« haben prominente Kulturbetriebsobleute seit ein paar Wochen Gelegenheit, unter dem huhuhumorigen Titel »Mamor Stein und Eisen Brecht« ihre Wortmeldung zum 100. Geburtstag Bertolt Brechts zu plazieren. Unter ihnen befindet sich der Frankfurter Schriftsteller Matthias Altenburg, dem u. a. diese beiden ausgefallenen Sätze eingefallen sind: »Brecht und Benn waren die Textmaschinen der ersten Jahrhunderthälfte. Heiner Müller die der zweiten. An allen Hebeln standen Frauen. Das Zeitalter der Maschinen ist vorbei.« Hiervon inspiriert, hat unser Hausdichter Horst Tomayer -uns gebeten, die folgende Mitteilung hier einzurücken:

1955, ich war siebzehn, da wollte mich der Substantivkrösus Got~fried Benn -

Fleurop Festgeldzinsen
Maske Muschi Mond
Luhe c/o Winsen
Eisbärbratenfond

Nullpunkt Licht Amöbe
Stammgast Kreuzungskind
Zeit Zement Zibebe
Bigbängs Flut = Sint

Lotos Lourdes Libelle
Loveme Leckme Lack
Depri Dauerwelle
Chic und Saal und Schlag

Mostrich Miststück Mistel
Narwal Narde Nil

Wo bleibt bloß die Christel

Wer hat ein Vivil -

mit diesen und anderen Klümpchen Schleim aus seinem warmen Rohr auf dem Herrenabort eines Eisenbahnhofs nicht grad direkt in *Ulm, aber* um *Ulm* rum *(sic!) beeinflussen. Matthias Altenburg und andre Zahlreiche erlagen, ich aber wies den Zudringling ab und ließ mich später lieber hinter der Abendvorkasse des BE exklusiv nageln von B.B., einem Benn gegenüber dichterisch zweifelsfrei Schwächeren, der mich aber aufs Befriedigendste in das Mysterium Wer/Wen sowie in die Fragen Warum und Wielangedieswohlnoch einführte. Verglichen mit Gottfrieds*

Vorhang Vorhaut Veto

Vice Versa Fut

Wirsing Blaukraut Credo

Wird schon alles gut

wird Bert, hundert hin, hundert her. immer Zwoter sein hinter Big Benn, aber ich grüße Bärbl und Ekke Schall und das Töchterchen, trotzalledem.

Zwei Falschmeldungen sind richtigzustellen: Hessens Ministerpräsident Hans Eichel heißt, auch wenn manche es bedauern mögen, mitnichten mit Vornamen »Manfred«, wie irrtümlich auf Seite 43 in Heft 12/97 angeführt. Und die Taliban führen sich keineswegs in Pakistan wie zu Hause auf (s. Heft 1/98, S. 21), obwohl sie auch da zu Hause gewesen sind, sondern in Afghanistan. Die Redaktion bedauert die Fehler.

»Standort Auschwitz«, eine Ausstellung mit Bildern des Hamburger Malers und KONKRET-Mitarbeiters Christoph Krämer, wird am Sonntag, dem 25. Januar, um 11.15 Uhr im Stadtmuseum Oldenburg eröffnet (Am Stadtmuseum 4-8, 26105 Oldenburg, Öffhungszeiten: Di-Fr: 9-17 Uhr, Sa: 9-12 Uhr, So: 10-17 Uhr). Es sprechen Dr. Ewald Gäßler, Stadtmuseum Oldenburg, und Dr. Martin Deppner, Kunsthistoriker, Hamburg. Zur Ausstellung, die bis zum 22. Februar läuft, erscheint ein Katalog mit Texten von Ulrich Krempel und Hermann L. Gremliza.

Getrennt dichten, vereint vortragen. Ab sofort steht das sehr gemischte Doppel Hermann L. Gremliza und Horst Tomayer wieder zu Lesungen bereit. Interessenten wenden sich bitte an den Verlag.

Konkret 02/98, S. 6

an Konkret

Zwietracht

KONKRET 1/98: »Führer unser« von Peter Kratz

Die Freireligiöse Gemeinde Mainz weist die von Herrn Kratz erhobenen Vorwürfe als unwahr und diffamierend zurück. ... Eine gesinnungsmäßige Beteiligung der Freireligiösen oder der Freireligiösen Gemeinde Mainz an der Verfolgung von Christen und Juden zu behaupten, ist äußerst beleidigend und völlig unsinnig. Es gab in der Freireligiösen Gemeinde Mainz auch Mitglieder jüdischer Abkunft. Einige hielten noch bis in die Nachkriegszeit Kontakt aus Übersee und tätigten sogar Spenden an die Gemeinde. Dies wäre sicherlich nicht der Fall gewesen, wenn auch nur annähernd etwas an den Vorwürfen des Herrn Kratz dran wäre.

Lothar Geis

Vorsitzender der Freireligiösen Gemeinde Mainz

Peter Kratz bedient mit seiner Rhetorik genau die verhängnisvolle Tradition, die er den Freireligiösen vorwirft, und decouvriert sich damit selber. Mit seinen Vorwürfen diskriminiert er all die älteren Freireligiösen, die unter der Nazi-Diktatur wegen ihrer demokratischen Gesinnung unter Repression und Verfolgung zu leiden hatten - genauso wie jüngere Freireligiöse, die aufgrund ihrer engagierten politischen Biographie weder mit Alt- und Neonazis noch mit rechtsextremen Ideologien in Verbindung gebracht werden dürfen. Meinen Namen verstrickt Kratz in Zusammenhänge, die er selber konstruiert und in denen ich weder mich noch die Freireligiöse Gemeinde Mainz wiedererkenne und die ich deshalb als völlig absurd zurückweise.

Elke Gensler

Pfarrerin der Freireligiösen Gemeinde Mainz

Der Artikel ist im Grenzbereich zwischen geschützter Meinungsäußerung und ahndbarer Verleumdung geschickt formuliert. Mal ein Anführungszeichen hier und mal dort, Zitate werden gebracht, Bezüge werden hergestellt zu Organisationen, namentlich genannten Personen der Gegenwart und Vergangenheit. Das Ganze wird wild durchmischt, ist kaum auflösbar, und nicht immer weiß der Leser, wann eigentlich von Freireligiösen, von Deutschen Unitariern oder anderen die Rede ist.

Natürlich gab es auch innerhalb des Freireligiösen Spektrums solche, die das eine und andere gesagt und geschrieben haben, was besser weder gesagt noch -,h

ben und am allerbesten erst gar nicht ..... gedacht werden sollen. Aber wo gab es solche Menschen eigentlich nicht? Bezüglich ihrer Geschichte brauchen Freireligiöse einen Vergleich etwa mit den beiden christlichen Großkirchen ganz sicher nicht zu scheuen: Dies gilt sowohl für die Jahre vor 1945 als auch für die Jahre danach.

Dr. Holger Behr

Sprecher der Freireligiösen Gemeinde Wiesbaden

Redakteur der Zeitschrift WOD

Diese Art von Journaille haben wir im tiefsten und wahrsten Sinne »bis zur Vergasung« von einem Propagandaministerium kennen und auch fürchten gelernt. ... Die Freireligiösen jedoch sind sowohl von ihrer basisdemokratisch-revolutionären Geschichte, von ihren antidogmatisch-freiheitlichen Inhalten und ihren föderalen bis autonomen Organisationsstrukturen her der genaue Widerpart zu National-Sozialismus und Faschismus, ebenso wie zu Staats-Kommunismus und Bolschewismus, ja sogar in einer parlamentarischen Demokratie wie der unseren gehören sie ganz sicherlich zum Salz der Suppe.

Bernd E. Elsner

Gemeindevorsteher der Freireligiösen Gemeinde Iggelbach

Präsident des Bundes Freireligiöser Gemeinden Deutschlands

Bevor ich nun das Alte Testament verbieten lasse, möchte ich Peter Kratz noch den Psalm 33,14 in Erinnerung rufen und ihn mit dem Prediger Salomon ermahnen: »Sechs Dinge sind, die der Herr haßt, und das siebente verabscheut seine Seele: lügenhafte Zeugen .... einen falschen Zeugen, der Lugen vorbringt, und wer Zwietracht aussäht unter Brüdern.«

Eckhart Pilick

Landessprecher der Freireligiösen Landesgemeinde Baden

Warum gibt sich Herr Kratz so viel Mühe, um bei den Freireligiösen und auch in der SPD nur ja jeden zu finden, der in der NSDAP oder Kind nazistischer Eltern war? Warum macht er sich nicht die gleiche Mühe, um etwa bei den christlichen Kirchen oder der CDU Nazis an führenden Positionen zu finden? Ist ihm das zu leicht? Die Freireligiösen strebten aus ihrem Verständnis heraus von Anfang an danach, ehemalige Nazis umzuerziehen und zu integrieren, ein Streben, für das man die katholischen und evangelischen Kirchen gelobt hat. Uns wirft man es vor.

Renate Bauer

Landessprecherin der Freireligiösen Landesgemeinde Pfalz

Dank KONKRET weiß ich endlich, weshalb ich meine Steuerrückzahlung immer erst so spät bekomme: »Als Körperschaften des öffentlichen Rechts erheben staatliche Finanzämter die Kirchensteuern dieser Sekten, und ihre Funktionäre halten an staatlichen Schulen Religionsunterricht ab« (Peter Kratz). Neuigkeitswert hat ja schon die Nachricht, daß die Finanzämter zu einer Art Kirche avanciert sind - wahrscheinlich hat man deswegen immer so erhebende Gefühle beim Betreten dieser heiligen Hallen. Aber daß die Herren Finanzfunktionäre nun ausgerechnet mit Religionsunterricht beschäftigt sein sollen -: also das wirkt geradezu bestürzend (auch wenn es erklärt, warum die Akten liegenbleiben).

Gerhard Härle

Heidelberg

Toleranz

KONKRET 12/97: »Der Feind ist der Mensch« von Peter Nowak

In seiner Buchbesprechung gibt Peter Nowak diffamierende Behauptungen über die Reformhäuser wieder. Es heißt dort, in Reformhäusern werde »immer offener antisemitische, nicht selten aus der NS-Tradition stammende Ideologie verbreitet«. Als Vorstandssprecher der »neuform Vereinigung deutscher Reformhäuser eG«, der alle deutschen Reformhäuser angehören, weise ich diese durch nichts zu belegende Unterstellung auf das Entschiedenste zurück.

Der Autor erweckt darüber hinaus den Eindruck, die These Jutta Ditfurths, Reformhäuser gehörten gemeinsam mit »Esoterikläden« und »New-Age-Bewegten« einem sich ausbreitenden »rechten Netzwerk in der Umweltbewegung« an, sei zutreffend. Auch hierbei handelt es sich um eine diffamierende, völlig aus der Luft gegriffene Unterstellung. Die Reformhäuser verstehen sich als »Treffpunkt gesundes Leben« und bieten ihren Kunden seit über 100 Jahren ein gesundheits- und naturbezogenes Sortiment aus Lebensmitteln, Naturarzneimitteln und Naturkosmetik an. Hierfür werden alle Reformhaus-Betreiber auf wissenschaftlicher Grundlage intensiv ausgebildet. Kundenuntersuchungen zeigen, daß die Kunden des Reformhauses aus allen Bevölkerungsschichten kommen und gekennzeichnet sind durch Toleranz und Selbstverantwortung. Keinesfalls ist eine Zugehörigkeit zum rechtsradikalen Spektrum zu konstruieren.

Hans- Walter Goll

Vorstandssprecher der neuform

Oberursel

Ungefragt

KONKRET 12/97: »Voodoo im Schanzenpark« von Thomas Ebermann und Reiner Trampert

Wir haben keinesfalls, wie im Artikel von Ebermann/Trampert behauptet, die Initiative »Susanne Bartels« mit ihrem Aufruf »Wir bauen eine Schanze gegen Dealer« unterstützt. Vielmehr sind wir ungefragt als Unterzeichner eines Flugblattes dieser Initiative aufgetaucht. Wir haben uns auch öffentlich von diesem Flugblatt distanziert.

W Salz

FixStern /Freiraum, Verein für akzeptierende Drogenarbeit Hamburg

Ehrenerklärung

KONKRET 1/98: Leserbrief von Jan Jetter

Der unter meinem Namen abgedruckte Leserbrief »Dank des Vaterlandes« stammt nicht von mir.

Jan Jetter

Rendsburg

Konkret 02/98, S. 9

Hermann L. Gremliza

Das Falsche im Richtigen

Es war einmal ein Projekt der Rechten, Noltes und der »Frankfurter Allgemeinen«, Stalin (als Chiffre für Marx und die Linke) die Vernichtung der europäischen Juden anzuhängen. Sie sind damit nicht durchgekommen. Jetzt gibt es ein Projekt Linker und ehemaliger Linker, sich von ihrer Vergangenheit zu emanzipieren, indem sie entdecken, daß die eigentlichen Antisemiten »die Linken« seien.

Die Linke war und ist nicht nur die Opposition zur herrschenden Gesellschaft, sondern auch Teil von ihr. Und so steckt in ihr vieles von dem Übel, von dem sie die Welt erlösen will. Daß es also tatsächlich Antisemitisches auch auf der Linken, und ganz besonders der deutschen Linken gibt, hätte nicht so sehr überraschen dürfen, wie es das tatsächlich getan hat. Die Ignoranz und der Schock danach waren vielleicht deshalb so groß, weil nahezu alle ihre Lehrer, von Marx über Freud, Kraus, zu Adorno und Horkheimer, Juden waren. Daß Verehrung dieser Denker die gleichzeitige Existenz des antisemitischen Ressentiments nicht ausschließt, haben Vorstellungen wie die gezeigt, daß gerade die nach Israel entkommenen Juden zu besonders freundlichem Umgang mit ihren Feinden verpflichtet seien, weil sie doch selber so schlimm behandelt worden sind - eine Denkfigur, die sich zu der Frage zuspitzen ließ, ob die Juden bei Himmler denn überhaupt nichts gelernt hätten, und die anzeigt, daß kein Deutscher, auch kein Linker, sich darauf verlassen sollte, von antisemitischen Reflexen frei zu sein.

Mit deren Kritik hat die Linke sich viel Zeit gelassen. Um so heftiger wird jetzt aufgeräumt. Aktuell geht es um zwei »Fälle«. Im ersten hat die Tageszeitung »junge Welt« unter dem Titel »Pressegeier über Gollwitz« die Bewohner des ostdeutschen Kaffs, die keine russischen Juden in ihrer Nähe untergebracht sehen wollten, in Schutz genommen: Sie seien keine Antisemiten, sondern bloß überfordert und irgendwie selber Opfer. Jürgen Elsässer hat daraus in der Wochenzeitung »Jungle World« Folgerungen abgeleitet: »Das Beispiel Gollwitz zeigt, daß ein Gutteil der Linken heute die Rolle übernommen hat, die beim Pogrom von Rostock-Lichtenhagen die CDU/CSU spielte: Ihre Vor- und Afterdenker fabrizieren die Brand-Sätze, die dann von Glatz- und Hohlköpfen nur noch angezündet werden müssen. Deshalb: Heute ist es nicht nur illusionär, sondern reaktionär, sich positiv auf die Linke zu beziehen.«

Wie lange ist es her, daß die West-Linke und insbesondere auch der KB-Trupp, für dessen Blatt Elsässer damals schrieb, das Palästinensertuch als Regimentsfahne vor sich her getragen hat, ohne danach zu fragen, welchen Reflexen die besondere Zuneigung zu gerade dieser nationalen Befreiungsbewegung unter hundert möglichen sich verdankt? Sogar in dieser Zeitschrift hat es bis zum zweiten Golfkrieg gedauert (und Wolfgang Pohrts brachialer Nachhilfe bedurft), die Erklärungen deutscher Friedensfreunde richtig lesen zu lernen - wie die des Flottillenadmirals a. D. Elmar Schmähling: »Für das Recht der USA, ihre >neue Weltordnung< mit alttestamentlicher Rücksichtslosigkeit durchzubomben, und die Freiheit der internationalen Rüstungsgeschäftemacher, sich mit Hilfe einer korrumpierten Politik vor, während und nach diesem Krieg eine goldene Nase zu verdienen, lassen sich diese Soldaten nicht verheizen.« Altes Testament, Geschäftemacher, goldene Nase, verheizen - es fehlte nichts.

Wenn heute der ostdeutsche Chefredakteur der »jungen Welt« noch so schreibt und denkt wie »ak«-Redakteure und ein westdeutscher Friedensadmiral vor zehn Jahren, muß ihm und seinen Kollegen so deutlich Bescheid gesagt werden, wie die Hoffnung auf späte Einsicht es verlangt. Was aber tut Elsässer? Er erklärt, die »junge Welt« habe in ihrem Antisemitismus noch die Nazis von der »Jungen Freiheit« übertroffen. Auskunft über den Erregungszustand, in den der Autor bei diesem Thema derzeit gerät, gibt die Passage eines anderen seiner Beiträge, in der er Carl von Ossietzky einen jener Menschen nennt, welche »die ihnen zugeschriebene Volkszugehörigkeit abstreifen und Weltbürger werden« wollten, was sie, »Linke jüdischer Herkunft, vor ihren Mitstreitern« auszeichne. Ossietzky »jüdischer Herkunft«? Auch bei intellektuellem Schluckauf empfiehlt es sich, zwischendurch mal die Luft anzuhalten.

Im zweiten Fall gelingt es Matthias Küntzel und anderen (in ihrem Buch *Goldhagen und die deutsche Linke),* einigen Vereinsblättern mal etwas mehr, mal auch etwas weniger antisemitisch gefärbte Antworten auf Goldhagens Buch nachzuweisen. Weil es aber für »die Linke« nichts bewiese, wenn bloß Zirkulare angeführt werden könnten, die kaum einer kennt (»Avanti«, »SoZ«, »ak«), muß auch KONKRET drankommen, und zwar so: *Selbst in der KONKRET wurde allein die Rezeption thematisiert. Eine Auseinandersetzung um Goldhagens Thesen fand nicht statt. Eigene Positionen wurden in der wichtigsten linken Monatszeitschrift nicht zur Diskussion gestellt .. Thema war statt dessen die deutsche Rezeption ... «.*

Natürlich weiß auch Küntzel, daß es ein Charakteristikum dieser Zeitschrift ist, bei ihren Lesern die Kenntnis öffentlicher Debatten vorauszusetzen, nicht zu wiederholen, wem sie zustimmt, sondern vorzuführen, was sie ablehnt. Der exaltierte Gestus, mit dem im einen wie im andern Fall die frisch erlegte Strecke verblasen wird, weckt Verdacht und schadet der richtigen Botschaft, die der falsche Vortrag auch enthält.

Wenn Küntzel schreibt, Goldhagen habe »das geschichtliche Selbstverständnis der deutschen Linken in seinem Kein getroffen und als Blütentraum entlarvt: den Glauben an das Volk und das Postulat von der Unschuld der ArbeiterInnenbewegung, die als das eigentliche Opfer des Nationalsozialismus in ihrer Dignität zu verteidigen sei«, so vermengt er seine Wahrheit, daß die meisten deutsche Proleten kein Problem mit dem Umbringen von Juden hatten und viele diese Tatsache gern verdrängen und verleugnen, mit der Unwahrheit, daß »die deutsche Linke« im deutschen Proletariat (und nicht in den Juden) das eigentliche Opfer des Nationalsozialismus sehe. Küntzel würde in ziemlichen Schweiß geraten, wenn er diese These an den letzten zwanzig Jahrgängen »der wichtigsten Zeitschrift der Linken« verifizieren wollte.

Zuschanden wird bei dieser Methode die Lehre, daß die »Erniedrigten und Beleidigten« erniedrigt und beleidigt sein mögen, aber nicht die besseren und schon gar nicht gute Menschen sind. Wären sie's, müßte man die Unterdrückung ausbauen und vertiefen wie einst die Freundschaft zwischen den Bruderparteien. Zurück zu Lenin also: »Wie von den Demokraten das Volk zu einem heiligen Wesen gemacht wird, so von den Sozialchauvinisten das Proletariat.« Der Zustand der Beherrschten spricht von den Absichten der Herrschenden. Und doch mußte kein deutscher Prolet 1942 in Rußland Juden ermorden. Tat er es, war es sein Wille, den ihm die herrschaftliche Zurichtung nie ganz enteignen kann. Auch deutsche Arbeiter waren Hitlers willige Vollstrecken Sie wären es auch 1905 gewesen oder 1978. Sie waren es 1905 oder 1978 nicht, weil da die Herrschaft solche Vollstreckung nicht brauchte. Das zu Küntzel und Elsässer. Und das zu ihren populistischen Gegnern: Linke Politik hat nicht das Proletariat zu verherrlichen, sondern es aufzuheben, d. h. durch Erhebung abzuschaffen. Daß sie dazu die Massen braucht, ist der *lupus in fabula.* Küntzel fährt fort: *Ende der 70er fand in Düsseldorf der Majdanek-Prozeß statt, für den sich die deutsche Öffentlichkeit interessierte, nicht aber die deutsche Linke.. Als 1985 der deutsche Regierungschef auf dem Soldatenfriedhof von Bitburg SS-Soldaten ehrte und damit gegen weltweite Proteste die Versöhnung der BRD mit ihrer Nazi-Vergangenheit besiegelte, blieb man bei Pershing H.. Die deutsche Linke, die sonst keine Anstrengung und keinen Schauplatz scheute, übte sich in Zurückhaltung, wenn die Konfrontation mit der nationalsozialistischen Vergangenheit auf der Tagesordnung stand.*

Hier nun wird die neue Wahrheit zur blanken Lüge - es sei denn, es wären als »deutsche Linke« immer nur jene trotzkistischen und maoistischen Fraktionen gemeint, bei denen Küntzel früher »dem Volke dienen« gegangen ist, einem Volk, auf das Küntzels und Elsässers ehemalige Genossen bis heute nichts kommen lassen und dessen Tränen über Lady Dianas tragisches Ende sie mit großen Papierbögen trocknen. Wer - außer den überlebenden Opfern - in fünfzig Nachkriegsjahren allein die »Konfrontation mit der nationalsozialistischen Vergangenheit« gesucht hat, das war die »traditionalistisch« gescholtene Linke, das war die von den K-Gruppen und den Spontis belächelte und denunzierte Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes, das waren Kommunisten, linke Gewerkschafter und Sozialdemokraten, linke Buch- und Zeitschriftenverlage, das war, mit ihren Braunbüchern und ihrem Geld, die DDR.

Was falsch an diesem Antifaschismus war, ist gesagt. Wer in der Kritik an dessen Fehlern seine Verdienste verleugnet, mißbraucht die Diskussion. Zu welchem Zweck, darüber braucht nicht spekuliert zu werden. Es in Ruhe abzuwarten, dafür ist in diesen nichtrevolutionären Zeiten Zeit.

Konkret 02/98, S. 10

Herrschaftszeiten

Im Namen des Volkes 1

Fünf Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg wurden in der BRD die wenigen alten Nazis, die von den Alliierten verurteilt worden waren, freigelassen und rehabilitiert. Zur gleichen Zeit wurden in der DDR 3.442 Nazis in den sogenannten »Waldheim-Prozessen« abgeurteilt, darunter 700 Funktionäre der NSDAP, 420 Polizeioffiziere, 280 Mitglieder der SA und SS, 200 Beamte des NS-Staatsapparats, 170 leitende Wirtschaftsfunktionäre, 140 Denunzianten, 130 Nazi-Juristen, 90 Nazi-Verleger und -Redakteure, 70 »Wehrwölfe« und HJ-Führer, 65 Justizbeamte und KZ-Aufseher, 60 Angehörige der Wehrmacht und 30 Ärzte. Fast ein halbes Jahrhundert mußten die alten Nazis im Westen und ihre Nachfolger warten, bis sie dieses Verbrechen rächen konnten. Nun endlich stehen die Richter von Waldheim vor ihren Opfern. Unterm Vorsitz des West-Richters Schnaars hat das Landgericht Leipzig jetzt Irmgard Jendretzky, 79, deren Vater und Bruder von den Nazis verfolgt worden waren, wegen Mordes, versuchten Mordes und Freiheitsberaubung zu vier Jahren Gefängnis verurteilt. Vorgeworfen wurde der einstigen »Volksrichterin« unter anderem, daß sie 1950 in Waldheim an der Verurteilung eines Nazi-Richters teilgenommen hatte, dem 55 Nazi-Gegner zum Opfer gefallen waren.

Im Namen des Volkes 2

3.200 Urteile des NS-Sondergerichts sind 52 Jahre nach der Kapitulation Nazi-Deutschlands allein in Schleswig-Holstein noch immer rechtsgültig. »Bis heute steht eine strafrechtliche Überprüfung aus«, heißt es in einem Bericht des Kieler Justizministeriums. Aber vielleicht ist das auch ein Segen, damit sich nicht 3.200 Mal wiederholt, was das Oberlandesgericht Schleswig 1995 bei einer Überprüfung für Recht erkannt hat. Es ging um einen Strafgefangenen, der zur Bombenentschärfung mißbraucht worden war und auf seinem Weg durch die Stadt ein Achtel Speck, Radiergummi, Bleistifte, Schokolade und Zigarren geklaut hatte. Das NS-Sondergericht hatte ihn dafür zum Tode verurteilt. Das OLG Schleswig weigerte sich, das Urteil aufzuheben: Die Tat sei nicht nur nach Auffassung der Nationalsozialisten strafbar gewesen.

Unrechtsstaat

Die zweite Diktatur auf deutschem Boden macht ihrer Bestimmung keine rechte Ehre. Obwohl die meist westdeutschen Richter, die sich freiwillig an die Ostfront gemeldet haben, keine Mühe scheuen, kommt ihnen nur wenig Strafbares unter den Hammer: In Sachsen wurden seit 1992 etwa 10. 000 Verfahren durchgeführt, 1.500 werden noch bearbeitet, nur in 150 Fällen konnte Anklage erhoben werden. In Mecklenburg-Vorpommern kamen auf 4.528 angezeigte Taten neun rechtskräftige Urteile. In Brandenburg führten 4.170 Verfahren zu 36 Verurteilungen.

Basis 1

Neues vom Klassenkampf - Allensbach hat es erfragt die »FAZ« muß es melden: 1980 waren 58 Prozent der Westdeutschen der Ansicht, »Klassenkampf ist heute überholt, Arbeitgeber und Arbeitnehmer müssen sich partnerschaftlich miteinander verständigen«, 1982 waren es noch 51 Prozent, 1997 nur noch 4 1. Daß es »richtig ist, vom Klassenkampf zu sprechen«, weil »Arbeitgeber und Arbeitnehmer im Grunde völlig unvereinbare Interessen haben«, fanden 1980 gerade mal 25 Prozent, 1997 war es mit 44 Prozent schon die relative Mehrheit. Aber keine Panik, Herr Henkel: Leute, die antworten, wenn Allensbach sie nach ihrer Meinung über »Arbeitgeber« fragt, beißen nicht.

Basis 2

Nach Erhebungen des Statistischen Amts der EU (Eurostat) sahen sich nur 34 Prozent der EU-Bürger frei von »rassistischen Empfindungen«. Ein weiteres Drittel wurde von Eurostat als »ein bißchen rassistisch« eingestuft. Der Rest sei »ziemlich« bis »sehr rassistisch«. Die höchsten Quoten dieser Gruppe wurden in Belgien, Frankreich und Österreich ermittelt, in Belgien macht sie mehr als 50 Prozent aus. Besonders überrascht hat die Autoren, wie unbefangen die Befragten ihre rassistische Einstellung offenbarten: »Es sieht so aus, als ob das Bekenntnis, Rassist zu sein, fast zur normalen Sache geworden ist.«

Basis 3

Das durchschnittliche Jahreseinkommen pro Steuerzahler beträgt in Hamburgs Stadtteil Nienstedten 178.511 Mark, in den Stadtteilen Dulsberg und St. Pauli 39.528 Mark bzw. 39.753 Mark. Der Anteil der Sozialhilfe-Empfänger liegt in Nienstedten bei 2,1, in St. Pauli bei 22,7 Prozent.

Basics

Die Lebenserwartung von Männern in dem armen nordenglischen Manchester liegt sieben Jahre unter der von Männern in den reicheren Landesteilen, bei Frauen beträgt die Differenz fünf Jahre. In der Lebenserwartung ist der Abstand zwischen der wohlhabenden und der ärmeren Bevölkerung nach Angaben des Fachblattes *Journal of Epidemiology and Community Health* von 1980 bis 1990 um etwa 30 Prozent gewachsen.

Wunderland

Untersuchungen in 29 Städten der USA haben ergeben, daß die Nachfrage nach Armenspeisung im letzten Jahr um 16 Prozent gestiegen ist, vor allem durch Familien mit Kindern. Drei Viertel der Städte können die Nachfrage nicht mehr befriedigen. Forscher der Tufts University schätzen, daß mehr als 13 Millionen Kinder nicht genug zu essen haben. 20 Prozent der Kinder leben in Armut. Ursache sei nicht Arbeitslosigkeit, sondern die Höhe der Löhne auf den neuen Arbeitsplätzen, die das »amerikanische Job-Wunder« ausmachen. Immer mehr US-Amerikaner werden obdachlos, weil die Einkünfte aus einem der neuen Jobs nicht für die Miete reichen. Während die Einkommen des reichsten Fünftels der Gesellschaft in den letzten zwanzig Jahren um durchschnittlich 27.000 Dollar auf 117.500 Dollar (ca. 2 10.000 Mark) gestiegen ist, ist das Einkommen des ärmsten Fünftels um 21 Prozent auf 9.250 Dollar gesunken.

Deutscher Gruß

Michael Glos, Vorsitzender der CSU-Landesgruppe im Bundestag, und Gebhard Glück, Bayerns ehemaliger Sozialminister, haben eine pädagogische Initiative mit ihren Grußworten gefördert. Der Adressat war, selbstverständlich, nicht eine Gesamtschule in Hessen, sondern ein »Schulverein zur Förderung der Rußlanddeutschen in Ostpreußen«. Stellvertretender Vorsitzender des gegrüßten Vereins: der Nazi Manfred Roeder.

Low und New World Order

1985 waren 404.200 Weiße und 328.900 Schwarze in Gefängnissen der USA eingesperrt. Bis 1995 stieg die Zahl der weißen Häftlinge auf 784.300 und die der schwarzen auf 766.900. Vier Prozent der Gefangenen werden in privat betriebenen Gefängnissen verwahrt, deren Bettenzahl von 1.000 (1984) auf 87.000 gewachsen ist.

Glasnost 1

1989 hatte, nach Ermittlungen der Unicef, ein neugeborener Russe eine Lebenserwartung von 64,2 Jahren, 1996 nur noch von 58,3 Jahren. In Tschechien, der Slowakei, Ungarn, Polen und Slowenien nahm die Zahl der als arm registrierten Kinder seit 1990 von 1,5 Millionen auf 2,5 Millionen zu. In Bulgarien und Rumänien gelten 2,5 bis 3 Millionen Kinder als arm. In Polen sind 60 Prozent der Kinder mangelhaft ernährt Die Zahl der Kinder in staatlicher Obhut ist seit 1989 trotz sinkender Geburtenraten auf eine Million gestiegen. Kinder werden häufig schon krank oder mit Untergewicht geboren. In den Ländern der ehemaligen Sowjetunion gingen seit der Wende 13,2 Millionen Arbeitsplätze verloren. Am 8. Januar 1998 weilte Michail Gorbatschow als Staatsgast des Landes Mecklenburg-Vorpommern in Neubrandenburg. Er erhielt eine Spende von 50.000 Mark für seine private Stiftung und ein Vortragshonorar von 20.000 Mark. Der Redner und seine Gattin waren mit einem Privatjet angereist.

Glasnost 2

Auch beim »Spiegel« ist der Unicef-Bericht angekommen und hat das Magazin zu dieser Nachricht veranlaßt:

Die durchschnittliche Lebenserwartung, dieser wichtige Indikator für das Wohlergehen des Volkes, macht den Verfall Rußlands besonders deutlich: Seine Männer können auf knapp 60 Jahre rechnen.

Die Vergleichszahl für das Jahr 1989 fehlt. Dafür ist die Zahl für 1996 um knapp 1,7 Jahre geschönt.

Die soon

Eine Studie der Harvard School of Public Health über die Lage der 26.000 Sioux, die im Pine Ridge Reservat in South Dakota leben, hat ergeben, daß deren Lebenserwartung 20 Jahre niedriger ist als im US-Durchschnitt und die

Kindersterblichkeit doppelt so hoch.

Ausgeblairt

Wegen der Streichung von Sozialleistungen, die besonders alleinerziehende Mütter und Behinderte treffen, sind 1997 etwa 70.000 Labour-Mitglieder (gleich 17 Prozent) aus der Partei des Wahlsiegers Tony Blair ausgetreten.

Eine Frage der Ehre

Zur Eröffnung der Ausstellung »Deutsche jüdische Soldaten« erzählt das »Hamburger Abendblatt«:

Unter den Soldaten, denen ein früher Tod auf dem Schlachtfeld das Ende im KZ erspart hatte, war der Hamburger Wilhelm Frankl (24), Träger des »Pour le mérite«, der höchsten Tapferkeitsauszeichnung der preußischen Könige. Er starb am 8. April 1917 im Luftkampf Auf Befehl des Kaisers wurde der Leichnam des Jagdflieger-Asses in Berlin beigesetzt. Der Kriegsheld Frankl wurde von den Nazis zur Unperson erklärt, sein Grab nach 1945 von den Kommunisten zerstört. Erst die Bundeswehr hat ihm seine Ehre und seine Geschichte zurückgegeben: Die Kaserne des Jagdgeschwaders »Mölders« in Neuburg/Donau wurde nach Wilhelm Frankl benannt.

Oberst Mölders war ein von Hitler hoch dekorierter Jagdflieger der Nazi-Wehrmacht.

Deutsche Regeln

Das »Neue Deutschland«, stets bemüht, die Menschen dort abzuholen, wo sie stehen, scheut auch die Reise in sumpfiges Gelände nicht, nämlich zu »Jürgen Roder, 57, Diplomökonom im Vorruhestand und Anwohner eines großen Ausländerwohnheims«, der meint:

Zuallererst erwarten wir von den Angehörigen anderer Nationen, daß sie uns Deutsche als gleichwertige Menschen respektieren. Nicht mehr und nicht weniger. Darunter verstehen wir, unser Bemühen, einer Arbeit nachzugehen, nicht geringzuschätzen und die zur Regeneration notwendigen Ruhezeiten nicht leichtsinnig zu stören. Als weiteres erwarten wir eine minimale Akzeptanz unserer Regeln des Zusammenlebens. Es ist nicht zu tolerieren, wenn Abfälle ständig liegengelassen, frisch gepflanzte Beete und Rabatten nicht beachtet und geliehene Dinge achtlos verschlissen werden. Des weiteren ist es von langjährig im Land wohnenden Emigranten wohl nicht zuviel verlangt, einen Bruchteil ihrer Freizeit für gemeinnützige Arbeiten zu opfern... Uns geht es nicht um die viel diskutierte Wegnahme von Arbeitsplätzen, auch wenn es unmoralisch ist, dauerhqft auf Kosten anderer leben zu wollen...

Das ehemalige Zentralorgan hat diesem Diplomanwohner nicht etwa aufs Maul gehauen, sondern mit ihm eine »Freitags-Debatte« eröffnet, nicht ohne ihm eine patentdemokratische Schlußapotheose anzuempfehlen:

Wir brauchen die Diskussion nicht zuletzt wegen der bei uns zu erlebenden Rechtsentwicklung, deren Bestandteil geschürte Ausländerfeindlichkeit ist. Davon möchten wir uns distanzieren.

Es kann aber auch sein, daß sie ihm das hineinredigiert haben.

Zweimal haben wir uns in diesem Jahrhundert gegen die Deutschen gewendet, und wir könnten das unter bestimmten Umständen im nächsten Jahrhundert wieder tun - aber vielleicht müssen wir es ja nicht

---

David Binder, »New York Times«

Mein Rat ist, daß sich die SPD als Schutzmacht der kleinen Leute der Sicherheitsbedürfnisse der Menschen annimmt

---

Hamburgs Innensenator Hartmuth Wrocklage (SPD)

Wer sich als Führer nicht bewährt, muß mit Konsequenzen rechnen

---

Volker Rühe

Boateng - vor neun Monaten wurde Homburgs schlimmster Asylbewerber abgeschoben

---

Schlag-Zeile der »Bild-Zeitung«

Konkret 02/98, S. 12

Michael Schilling

Nazis in Uniform

Deutsche sind keine Nazis. Es sei denn, man bäte ihnen Gelegenheit. In vielen Einzelfällen hat man es stets getan. Der größte Einzelfall ist die Bundeswehr

Ein rühmendes Wort muß dem General Johannes Steinhoff gelten. In den vielen Nachrufen sind seine Verdienste bei Aufbau und Organisation der Streitkräfte der Bundesrepublik gewürdigt worden. Der derzeitige Luftwaffeninspekteur hat auch der Tatsache Erwähnung getan, daß der tapfere Jagdflieger im Zweiten Weltkrieg zwölfmal abgeschossen wurde. Doch nur in ausländischen Zeitungen habe ich gelesen, daß Johannes Steinhoff 176 feindliche Flugzeuge abgeschossen hat.

Der Journalist Johannes Gross, der diese Huldigung vor einigen Monaten für das Magazin der »Frankfurter Allgemeinen«, also aus der Mitte der Gesellschaft für die Mitte der Gesellschaft, verfaßt hat, mag nicht der brillante Kopf sein, für den sein Arbeitgeber ihn und er sich selber hält - zu dumm für die Erkenntnis ist er nicht: daß der Abschuß von 176 Flugzeugen der Alliierten, die auf dem Weg waren, die Nazis zu besiegen und ihre Gefangenen zu befreien, die Niederlage und die Befreiung um Tage hinausgeschoben und also der tapfere Jagdflieger Hunderten oder Tausenden den Tod vor den Erschießungskommandos und in den Gaskammern bereitet hat.

Vor zwanzig Jahren, bevor er seinen Kopf auf dem Karrierebeet der Partei kompostieren ließ, hatte sogar der Norbert Blüm gewußt: »Ob einer im KZ gedient hat oder an der Front, macht in meinen Augen nur einen graduellen Unterschied aus. Das KZ stand schließlich nur so lange, wie die Front hielt.« Erst die Einsicht in die Notwendigkeit, diese Erkenntnis nie wieder zu äußern, ebnete dem Redner den Weg zu Ministerehren. Zwanzig Jahre später sollte er einem alten Frontsoldaten, der bis heute darauf besteht, nicht unehrenhaft gehandelt zu haben, als er seine Köchin wegen defätistischer Äußerungen denunzierte und ihre Einweisung in ein Konzentrationslager forderte, herzlich zum 80. Geburtstag gratulieren, eingereiht in die Gratulanten Kurt Waldheim, Helmut Kohl, Alfred Dregger, Theo Waigel, Erwin Huber, Herbert Hupka, Edmund Stoiber, Hans Filbinger und, aus der jüngeren Generation: Volker Rühe.

Roeder und andere

Wir haben eine Armee, auf die wir alle gemeinsam stolz sein können ... Unsere Bundeswehr braucht sich nicht zu verstecken

Günter Verheugen (SPD)

Der Jubilar, dessen »stets unverwechselbar deutliche Position« Volker Rühe rühmte, heißt Kurt Ziesel. Er ist Geschäftsführer der »Deutschland-Stiftung« und Herausgeber des »Deutschland-Magazins«, in dem ein Gastautor 1971 dazu aufgefordert hatte, »die trojanischen Pferde in der CDU«, die auf die deutschen Ostgebiete verzichten wollten, zu enttarnen. Der Gast, ein »mutiger und streitbarer Rechtsanwalt« (»Deutschland-Magazin«), der kurz darauf das Vorwort zu dem Werk *Die Auschwitz-Lüge* verfassen und mit einer Jubiläumsveranstaltung den 33. Jahrestag der Wannsee-Konferenz zur »Endlösung der Judenfrage« begehen sollte, auf der er erklärte, daß »Hitler und Göring recht hatten« und »daß in diesem Lande vor Gericht immer der Jude Recht bekommt«, hieß Manfred Roeder.

Daß Roeder ein Nazi war, fiel in diesem Milieu so wenig auf wie 22 Jahre später in der Führungsakademie der Bundeswehr zu Hamburg, die den Anwalt zu einem Vortrag mit anschließendem Festbankett einlud. Er habe, so ermittelte, als es herauskam, das Verteidigungsministerium, einen »sachlichen« Vortrag gehalten, keinem Mitglied der Eliteschule sei irgend etwas daran verdächtig vorgekommen. Roeder hatte nämlich bloß über »die Ansiedlung von Rußlanddeutschen im Raum Königsberg« gesprochen, und welcher ordentliche deutsche Führungsoffizier sollte an der deutschen Kolonisierung eines russischen Gebiets Anstoß nehmen? Hatten es etwa Kinkels Außen- oder Rühes Verteidigungsministerium getan, die Roeder unter einem Briefkopf, dessen Nazi-Ästhetik jeden Gemeinschaftskundeschüler aufgeschreckt hätte, erfolgreich um die Überlassung von Bundeswehr-Material ersucht hatte?

Rühes Pech war erstens, daß es herauskam, und zweitens, daß Roeder 1982 leider wegen übertriebener Sachlichkeit in Stammheim zu einer langjährigen Freiheitsstrafe hatte verurteilt werden müssen. Dem Minister, der dafür zu sorgen hat, daß der Bezeichnung »Ssfor«, welche die Serben dem deutschen Nato-Kontingent in Bosnien gegeben haben, keine weitere Plausibilität zuwächst, geriet in Panik, nannte Roeder einen »üblen Verbrecher und Neonazi« und suspendierte seinen Personalchef Hartmut Olboeter, der zur fraglichen Zeit Kommandeur der Führungsakademie gewesen war. Das nationale Lager, das ihm deshalb im Leitartikel einen »Mangel an Souveränität und Augenmaß« (»FAZ«) vorwarf und in Leserbriefen - »nicht wegen Roeder, sondern wegen seines unsouverän-hasenfüßigen Verhaltens« - seinen Rücktritt verlangte, durfte Rühes Generalinspekteur Hartmut Bagger mit einer Ehrenerklärung für Olboeter (»Objektivität ...

charakterliche Lauterkeit ... eindeutiges Bekenntnis zu den Grundwerten unseres demokratischen Rechtsstaates ... «) beruhigen.

So hätte denn alles schnell wieder gut sein können, wäre der Fall Roeder nicht in eine Zeit gefallen, in der Meldungen über andere Einzelfälle sich im Land ausbreiteten wie Windpocken auf einem Kinderpopo: 760 Rechtsextremisten in der Bundeswehr hat sogar der Militärische Abschirm-Dienst (MAD) nicht übersehen können, und allein zwischen Januar und Oktober 1997 wurden 126 »rechtsextremistische Vorfälle« gezählt. Eine kleine Auswahl - 6 aus 126 - zur Erinnerung:

· In der Franz-Josef-Strauß-Kaserne in Altenstadt (Bayern), bei deren Taufe 1994 die erste Strophe des »Lieds der Deutschen« gesungen worden war, spielten Unteroffiziere und Offiziersanwärter die Vergewaltigung von Jüdinnen auf Videos ein.

· Beim Fallschirmjägerbataillon 313 in Varel rief ein Vorgesetzter bei der Schießübung auf Pappscheiben einem Rekruten zu: »Stell dir vor, es ist ein Jude, dann triffst du besser.« Aus Angst vor Repressionen, so der Rekrut, habe er diese und andere Vorfälle während seiner Dienstzeit nicht öffentlich gemacht. Auch der Rekrut Christian Krause, Sohn eines CDU-Politikers, berichtete aus Varel, er habe sich gegenüber den Rechtsradikalen in der Truppe »immer ohnmächtig gefühlt«.

· In Hammelburg und Schneeberg übten Soldaten antisemitische Gewalttaten und rassistische Morde vor Videokameras.

· In Detmold überfielen Bundeswehrsoldaten Ausländer und prügelten sie nieder.

· In der Kyffhäuser-Kaserne in Bad Frankenhausen zeigten Soldaten den Hitler-Gruß, riefen »Sieg Heil« und »Heil Hitler«.

· Im hessischen Rotenburg erstach ein Soldat den 18jährigen Pjotr K., der sich doppelt verdächtig gemacht hatte: als Pole und als Mitglied der örtlichen Antifa-Szene.

So durfte es nicht weitergehen. Volker Rühe erklärte, »die zutage getretene rechtsradikale Gesinnung der Täter« sei »von außen eingeschleppt«, die Bundeswehr habe damit »nichts zu tun«; daß Christian Krause »an die Öffentlichkeit gegangen ist«, sei »bedauerlich und verwerflich«. Vor der Führungsakademie hatte Rühe in der ersten Aufregung von seinen Offizieren, die den Fall Roeder vier Jahre lang verschwiegen hatten, noch »Zivilcourage« verlangt und damit sehr unfreiwillig zu verstehen gegeben, daß ein Soldat, der über Nazi-Umtriebe seiner Kameraden berichten will, all seinen Mut zusammennehmen muß.

Die von der SPD geforderte wissenschaftliche Untersuchung über Denk- und Verhaltensmuster seiner Truppe hat Rühe, der ja weiß, was dabei rauskäme, abgelehnt. Auf Antrag der Opposition setzte der Bundestag schließlich einen Untersuchungsausschuß ein, der sich mit Roeder und den anderen Einzelfällen beschäftigen soll - gegen die Stimmen der Koalition, die freilich den Vorsitzenden stellt. Er kommt von der CSU, heißt Kurt Rossmanith, ist Mitglied des Bundestages, leitet den Verteidigungsausschuß und kann nicht nur deshalb als Experte gelten. Im Januar 1993, als zur Debatte stand, ob eine Kaserne den Namen von Hitlers Lieblingsgeneral (NSDAP-Mitglied Nr. 27) behalten solle, hatte er seinem Freund Volker Rühe auf Bundestagsbriefbogen geschrieben: »Generaloberst Dietl war und ist für mich auch heute noch ein Vorbild in menschlichem und soldatischem Handeln.« Zwei Gerichte haben es einem Bürger aus Rossmaniths Wahlkreis nicht verbieten wollen, den Abgeordneten einen »Nazi-Fan« zu nennen. Aber da ist er nicht allein. »Es gibt nichts, was man ihm vorwerfen könnte, außer daß er ein getreuer Gefolgsmann Hitlers war«, sagt auch Generalmajor Rainer Jung, der Befehlshaber des Wehrbereichs VI, über Dietl, und das sei kein Vorwurf, der die Änderung des Kasernennamens rechtfertige.

»Genscher und Dregger, Lambsdorff und Stoltenberg: Die letzten Abgeordneten aus der Generation der Wehrmachtsoffiziere und Flakhelfer nehmen Abschied von

er Po iti «, meldete der »Spiegel«. Eine günstige Gelegenheit, mit ihnen auch die Tradition zu verabschieden, die die Bundeswehr mit der Wehrmacht verbindet? Keineswegs. Die Verwendung der Reichskriegsflagge bei der Bundeswehr bleibt ausdrücklich erlaubt. In den der Öffentlichkeit unzugänglichen »Traditionszimmern« der Kasernen wird unter Orden und Fahnen mit dem Hakenkreuz der Heldentaten der Wehrmacht gedacht. »Die weit überwiegende Zahl der Soldaten der Wehrmacht hat im Zweiten Weltkrieg ehrenhaft gekämpft«, sagt der Rechtsexperte der CDU/CSU-Fraktion, Norbert Geis. Wie ehrenhaft sie das taten, illustriert ein Fall, über den dieser Tage die »junge Welt« berichtete und der hier zitiert sei, auf daß in all diesem deutschen Kommißdreck nicht alle seine Opfer verschwinden:

Rainer Beck wurde 1916 in Gleiwitz als Sohn einer Jüdin geboren. Mit 17 Jahren verließ er das Gymnasium und heuerte bei der Handelsmarine an. Bei Ausbruch des Krieges übernahm die Wehrmacht Schiff und Mannschaft. Aus Angst, als »Halbjude« erkannt und ins Konzentrationslager gesteckt zu werden, verließ der Maat Beck 1944 das in Amsterdam stationierte Boot und versteckte sich bei seiner dort lebenden Schwester. Am 13. Mai 1945, die Wehrmacht hatte am 8. Mai bedingungslos kapituliert, besuchte Beck seine ehemalige Einheit, die von kanadischen Truppen gefangengenommen, entwaffnet und in einem Gefangenenlager in Holland untergebracht worden war. Doch die alten Kameraden begrüßten den Gast auf ihre Weise: Beck wurde wegen Fahnenflucht angeklagt, von einem eilig zusammengestellten Feldgericht zum Tode

verurteilt und noch am selben Tag durch ein Exekutionskommando erschossen. Die Gewehre dafür hatten die kanadischen Soldaten den Deutschen eigens zu diesem Zweck wieder ausgehändigt.

Ende Dezember 1997, nach mehr als 52 Jahren, hat das Kölner Landgericht das Todesurteil aufgehoben: Als »Halbjude« habe Beck die »Gefahr für sein Leben ... ausschließlich durch seine Flucht aus der Marine abwenden können«. Hätte er diese Entschuldigung nicht gehabt, wäre er zu Recht umgebracht worden.

Die Bundeswehr will, wie ihr Generalleutnant Werner von Scheven sagt, »nicht hinter den Leistungen der Wehrmacht zurückstehen«. Denn die Wehrmacht, ergänzte der Generalinspekteur Klaus Naumann 1992 beim Kameradentreffen der Gebirgsjäger der Wehrmacht mit der Gebirgstruppe der Bundeswehr, das alljährlich zu Pfingsten veranstaltet wird, sei zwar »mißbraucht« worden, stehe aber dennoch für »Bewährung in äußerster Not, für Erinnerung an und Verehrung von vorbildlichen Vorgesetzten, für Kameraden und Opfertod«, für »jene vorzügliche Truppe, die Unvorstellbares im Kriege zu leisten und zu erleiden hatte«.

BundesWehrmacht

Herr Minister Rühe, ich will vorweg sagen, daß ich Ihr Engagement für die Bundeswehr und ihren Ehrenschutz zu würdigen weiß.

Otto Schily (SPD)

1956, ein Jahr nach Gründung der Bundeswehr, stammten 31 ihrer 38 Generale, 100 ihrer 237 Obersten und 84 ihrer 225 Oberstleutnants aus Hitlers Wehrmacht. Adolf Heusinger, der Bundeswehr erster Generalinspekteur, war Vize-Chef des Oberkommandos der Wehrmacht gewesen, Hans Trettner, sein Nachfolger, Nazi-Generalleutnant und Guernica-Held. Insgesamt wurden 681 Träger des höchsten NS-Kriegsordens (»Ritterkreuz«) zu »Bürgern in Uniform« ernannt.

Heusinger war ein enger Vertrauter Hitlers und als Leiter der Operationsabteilung des Heeres an der Planung und Durchführung der Überfälle auf verschiedene Länder, darunter am Plan »Barbarossa« gegen die Sowjetunion, führend beteiligt gewesen. Ralph Giordano berichtet in seinem Buch *Die zweite Schuld:*

Am 17. März (1941) erklärte Hitler im Beisein von Generalmajor Adolf Heusinger und Generalstabschef Franz Halder nach Notizen des letzteren: »Die von Stalin eingesetzte Intelligenz muß vernichtet werden. Die Führermaschinerie des russischen Reiches muß zerschlagen werden. Im großrussischen Reich ist Anwendung brutalster Gewalt notwendig ... « Das war offener Aufruf zum Massenmord ... Die Generalstäbler Franz Halder und Adolf Heusinger gingen davon aus, daß große Kesselschlachten mit riesigen Gefangenenzahlen den Ostkrieg bis August 1941 entscheiden würden. Dieser Glaube war allenthalben verbreitet und ließ völkerrechtliche und kriegsvölkerrechtliche Überlegungen nur im Zusammenhang ihrer Mißachtung sichtbar werden.

Heusinger wurde nach Kriegsende Berater der US-Armee, als »Rußlandexperte«. 1950 war er zusammen mit anderen Wehrmachtsgenerälen im Eifelkloster Himmelrodt an der Ausarbeitung einer »Denkschrift über die Aufstellung eines deutschen Kontingents im Rahmen einer übernationalen Streitmacht zur Verteidigung Westeuropas« beteiligt. Die »Himmelrodter Denkschrift« war die eigentliche Geburtsurkunde der Bundeswehr. Die Autoren, unter ihnen die späteren Bundeswehrgenerale Heusinger, Speidel, Röttiger, von Baudissin und Kielmansegg, formulierten die Bedingungen für ihre Beteiligung: »Freilassung der als >Kriegsverbrecher< verurteilten Deutschen« und »Einstellung jeder Diffamierung des deutschen Soldaten (einschließlich der im Rahmen der Wehrmacht seinerzeit eingesetzten Waffen-SS», »Maßnahmen zur Umstellung der öffentlichen Meinung im In- und Ausland«, »Ehrenerklärung für den deutschen Soldaten von seiten der Bundesregierung und der Volksvertretung«, »gerechte Regelung der Versorgung der früheren und zukünftigen Soldaten und ihrer Hinterbliebenen.« (So kam es, daß 50.000 SS-Männer bundesdeutsche Kriegsopferrente beziehen konnten und, soweit sie noch leben, bis heute beziehen.)

Barbarische Krieger

Eine pauschale Diffamierung von Bundeswehrsoldaten, insbesondere von Individuen, lehnt meine Fraktion eindeutig ab.

Angelika Beer (Bündnis 90/Die Grünen)

Nach Angaben des Bundesamts für Verfassungsschutz fühlen sich deutsche Neonazis von der Bundeswehr stark angezogen. Die Neonazis neigten zu »autoritären Verhaltensmustern« und seien der Auffassung, diese beim Wehrdienst finden zu können. Das Heer lasse »die Herzen vieler Neonazis höher schlagen«. In der Propaganda der rechtsextremen Szene werde immer häufiger zum Wehrdienst aufgerufen.

Warum? Die katholischen Militärpfarrer der Bundeswehr haben auf ihrer Jahresversammlung 1997 in Freising eine Antwort gefunden: Es seien die Vorbereitungen der Bundeswehr auf Auslandseinsätze, die den Nährboden für rechtsextreme Vorfälle bildeten. Der Ernstfall ändere das Bewußtsein der Soldaten und ziehe ein anderes Spektrum von Wehrpflichtigen an, sagte Harald Oberhem vom Militärbischofsamt. Rechtes Gedankengut, so Oberhem, trete nicht als >Krankheit< beim Auslandseinsatz auf, sondern bilde sich vielmehr bei den Vorbereitungsübungen im Inland. Soldaten der Krisenreaktionskräfte, die z. B. tagelang Kampfsituationen nachstellten, sähen sich schnell als Kriegsteilnehmer wie ihre Großväter in der Wehrmacht.

Ein Sprecher des Verteidigungsministeriums nannte diese Erklärung »absurd«, ohne freilich eine andere zu versuchen. Richtig ist, daß bis zum erneuten Einmarsch deutscher Soldaten im erneut zerschlagenen Jugoslawien die Parole galt: »Der Ernstfall ist der Frieden.« Wo Verteidigung drauf stand, sollte auch Verteidigung drin sein. Heute sehen die »Verteidigungspolitischen Richtlinien« anders aus. Klaus Naumann, der höchste deutsche Nato-General, hat sie 1995 dem »Spiegel« erklärt: »Nicht mehr reagierend verhalten, sondern agieren bis zum präventiven Handeln ... Wir sind nicht mehr im Maschinenraum des Dampfers Uno, KSZE, Nato, EU und so weiter, sondern auf der Brücke ... « Zwar seien »militärische Mittel Ultima ratio der Politik, also als äußerstes Mittel zu verstehen, was allerdings nicht heißen darf, daß man sie immer als letztes Mittel anwendet.«

Die »Information für die Truppe« beschreibt das neue »Berufsbild des Soldaten« so: Die »neue Weltlage« lasse »zunehmende kriegerische Auseinandersetzungen« erwarten. Der Golfkrieg habe »dramatisch auf die Notwendigkeit verwiesen, die Außen- und Sicherheitspolitik des geeinten Deutschland neu zu definieren«, denn dort sei es um die »Sicherung der internationalen Arbeitsteilung« gegangen, »damit die Welt bestehen und dann gerechter verteilen kann. Wer auf diese Weise >Blut für Öl< gibt, opfert sich für die Erhaltung der Welt.«

Wessen Welt ist diese Welt? Auch darauf weiß die »Information für die Truppe« eine klare Antwort: Die Bundesrepublik muß »nahezu 100 Prozent ihrer strategischen Rohstoffe wie Chrom, Platin, Mangan, Kupfer etc. importieren. Die Einfuhrabhängigkeit beträgt bei Erdöl rund 94 Prozent, bei Erdgas 70 Prozent.« Der »Kampf um die Absatzmärkte der Zukunft und um den Zugang zu den Rohstoffen, ... um die Machtquellen (Rüstungs-, Wirtschafts-, Technologiepotentiale, territorialer Besitz, Rohstoffe)« sei in vollem Gang. »Wir haben durch Überbetonung unserer zivil verwertbaren Ausbildung einen dynamischen Wirtschaftsaspiranten herangezogen. Was jetzt aus Teilen der Armee schlagkräftig herangezogen werden soll, ist der Kämpfertyp.«

Wie der aussehen soll? Im Bundeswehrorgan »Truppenpraxis/Wehrausbildung« stellte Bundeswehr-Oberstleutnant Reinhard Herden ihn 1996 vor: Er müsse ausgebildet sein, »rohe, barbarische fremde Krieger« zu bekämpfen. »Das Verständnis ganz primitiver menschlicher Beweggründe, z. B. sexueller Frustration, ist bedeutsam für die Beurteilung des Kriegers als Gegner des Bundeswehrsoldaten ... Bundeswehrsoldaten haben keine Vorstellung von der Grausamkeit, zu der diese Art Krieger fähig sind ... Es wäre unklug, sie nicht für die brutalen kleinen Kriege gegen die kleinen bösen Männer auszubilden. Deutschland wird um eine Beteiligung an diesen Kriegen gebeten werden.«

Auch die »Information für die Truppe« weiß, worauf es jetzt ankommt: »Erst jetzt kommt es - so stellen die Offiziere fest - manchem zu Bewußtsein, daß wir nicht nur eine Armee für den Frieden sind, sondern daß der Soldat auch kämpfen können muß - und will. Wir haben lange Zeit den Slogan gebraucht >Der Frieden ist der Ernstfall<. Wir sagen heute: Das war unsinnig. Auch mit dem Slogan >schön friedlich< haben wir uns keinen Gefallen getan. Wir drehen uns um 180 Grad.« Der Soldat muß also zukünftig eher darauf gefaßt sein, in einem Krieg eingesetzt zu werden. Hier kann er getötet werden oder muß töten.« Weshalb seine Ausbildung jetzt, wie das Weißbuch der Bundeswehr 1994 festlegt, »das gesamte Spektrum möglicher Einsätze abdecken« muß, »von der modernen Guerilla-Kriegsführung bis zum Einsatz gegen hochwertig ausgerüstete Streitkräfte«.

Weil aber die »Aufrechterhaltung des freien Welthandels und des ungehinderten Zugangs zu Märkten und Rohstoffen in aller Welt«, wie die »Verteidigungspolitischen Richtlinien« die Aufgaben der Bundeswehr beschreiben, vielleicht nicht jedem als Grund fürs Töten und Sterben spontan einleuchtet, muß jetzt »das defizitäre Nationalgefühl gekräftigt werden« (»Information für die Truppe«). Wie dies geschehen könnte, wurde bei einem Treffen von Generalen und Rüstungsmanagern im Herbst 1991 in Fürstenfeldbruck vorgeschlagen: Im Geschichtsunterricht müsse weniger von Auschwitz und Brecht als von Volk und Nation die Rede sein.

Wenn deshalb Karl Feldmeyer im Leitartikel der »Frankfurter Allgemeinen« in der Kritik an den Nazi-Einzelfällen der Bundeswehr »die kaum verhüllte Absicht« erkennt, »all das aus dem kollektiven Bewußtsein der Nation zu löschen, was deutsche Geschichte im letzten Jahrhundert ausgemacht hat«, und die »Verdammung der Wehrmacht« zurückweist, so ist er seiner Zeit weniger hinterher als voraus, wie einst der Reichswehroberst v. Stülpnagel, der schon 1925 mit seinen Kameraden den Überfall auf die Sowjetunion plante: »Hemmungen irgendwelcher Art darf es nicht geben. ... Die Meinung der Welt gilt wenig ... Ein aufs äußerste zu steigernder Haß darf vor keinem Mittel der Sabotage, des Mordes und der Verseuchung zurückschrecken ... Gas und Rauch, Bakterien, elektrische Fernlenkung und Zündung, Aviatik (Flugwesen).« Die Ewiggestrigen von 1925 waren die kommenden Wehrmachtsgenerale, ihre Vorarbeit ging in das »Unternehmen

Barbarossa« und den Kommissarbefehl von 1941 ein, die zur Ermordung kommunistischer Offiziere der Roten Armee und anderer »jüdisch-bolschewistischer Untermenschen« führten.

Als Stülpnagel und seine Kameraden den Überfall auf die Sowjetunion planten, hatte der Versailler Vertrag die Reichswehr auf 100.000 Mann beschränkt. Bis zur Realisierung ihrer Pläne sollten noch 16 Jahre vergehen. Als die Bundesrepublik Mitglied der Vereinten Nationen wurde, mußte sie »das ausdrückliche Verbot von neonazistischen Organisationen und gleichfalls die Vorbeugung gegenüber nazistischen Tendenzen« zusagen sowie die Fortgeltung der »von den alliierten und deutschen Stellen erlassenen Gesetzgebung zur Befreiung des deutschen Volkes von Nationalsozialismus und Militarismus«. Es dauerte bis zum März 1991, daß der Generalinspekteur der Bundeswehr, Dieter Wellershoff, seinen Kommandeuren eine neue Zeit ansagen konnte: »Es ist in das öffentliche Bewußtsein nicht eingedrungen, daß die Bundeswehr in der Nacht vom 2. auf 3. Oktober 1990 schlagartig von der kleinsten zur größten Bundeswehr seit der Aufbauzeit wurde ... Es ist jedoch nicht die Zeit, sich zurückzulehnen, denn die Herausforderung dauert an.«

Was dabei stört, ist der Übereifer einiger Kameraden, die ihre nicht unerwünschte Gesinnung durchaus mit unerwünschten Gesten und Extratouren glauben unterstreichen zu müssen. Ließen sie das »Heil Hitler!«, die »Kameraden der Ostfront«, und die Video-Spiele, könnten sie bleiben wie sie sind, und wäre alles in bester Ordnung. »Deutschland«, sagt Minister Rühe, »hat eine eigene Verteidigungskultur«. In ihr hat die Wehrmacht ihren ehrenvollen Platz. In der Vergangenheit wie in der Gegenwart. Und in der Zukunft.

Kasten Seite 16

»Kameraden der Ostfront« oder: die Elite

Als die Bundeswehr zweigeteilt wurde - in eine Elitetruppe von 50. 000 Mann »Krisenreaktionskräften« und rund 300. 000 Mann Rest -, war es keine Frage, wo die Gebirgs- und die Fallschirmjäger landen würden. Besonders die Gebirgsjäger fühlen sich geradezu als Sinnstifter der Bundeswehr. In ihrer Zeitschrift »Gebirgstruppe« bäumten sich »die Jäger« gegen ihren Minister Rühe auf der die nach den Kriegsverbrechern Dietl und Kübler getauften Kasernen schließlich doch hatte umbenennen lassen: Die ehemaligen Wehrmachts- und heutigen Bundeswehrsoldaten würden, so versprachen die Gebirgskameraden, auch nach der Umbenennung »kompromißlos für die Ehre der Soldaten der Wehrmacht und der Bundeswehr eintreten« und allen Versuchen widerstehen, die Bundeswehr von der »bewährten stolzen Tradition deutschen Soldatentums abzukoppeln«, damit das »Dienen« wieder »den Stellenwert in Staat und Gesellschaft« erhalte, »ohne den ein gesundes Volk auf Dauer nicht leben kann!« Im Verhältnis zur Wehrmacht, der man »verbrecherische Tendenzen nachlog«, wollten die Gebirgsjäger »Kontinuität« zurückgewinnen, denn »wie fruchtbar könnte gerade soldatische Tradition als gesellschaftsformende Kraft wirken!« Denn »ein gesünderes Verhältnis zur Tradition, zu dem, was war. wird zur Überlebensfrage. Wer nicht weiß, woher er kommt, wird die Zukunft nicht gewinnen können« ()Gebirgstruppe« 8195).

Die bewährte stolze Tradition, zu der. neben vielen anderen Heldentaten, die Ermordung von fünftausend italienischen Soldaten im September 1943 aufder griechischen Insel Kephalonia durch Offiziere und Soldaten der 1. Gebirgsjäger-Division gehört, ist fruchtbar. Ein ehemaliger Wehrpflichtiger bei den Gebirgsjägern in Schneeberg berichtete der »Sächsischen Zeitung« davon: »Immer wieder sei die nationale Gesinnung mancher Kameraden, auch einiger höherer Dienstgrade, durchgeklungen. Beim Antreten sei der Zug manchmal vom Zugführer mit >Guten Morgen, Kameraden der Ostfront< begrüßt worden. >Das wurde dann verboten<, erinnert er sich. Vielfach sei auf die Wehrmachtstradition verwiesen und die Geschichte der Gebirgsjäger glorifiziert worden. «

Konkret 02/98, S. 17

Michael Schilling

Nur Hermann Göring fehlt

Von den rund 400 Kasernen der Bundeswehr sind 37 nach Helden der Wehrmacht, vor allem Ritterkreuzträgern, benannt. Vierzig weitere tragen die Namen Wilhelminischer Krieger andere heißen nach ausländischen Gebieten: Pommernkaserne, Ostpreußenkaserne, Ostmarkkaserne, Tannenbergkaserne, der Rest trägt landschaftliche und lokale Namen. (Die Zahlen stammen aus dem Jahr 1990, seither hat sich so gut wie nichts geändert.) Hier einige der Kasernen und ihre Namenspatrone:

Henke-Kaserne in Andernach: Karl Henke war Ritterkreuzträger und Kommandeur der Landungspioniere an zahlreichen Kriegsschauplätzen.

Hättner-Kaserne in Hof: Hans Hüttner war Kommandeur der Infanterie beim Überfall auf die Sowjetunion. Seine Freunde sagen, er habe seine Gegner bis auf den letzten Mann niedergemetzelt. Er wird als eine Art Nazi-Rambo verehrt.

Lent-Kaserne in Rotenburg: Oberst Helmut Lent war Ritterkreuzträger und, wie eine Bundeswehrbroschüre rühmt, »mit 110 Abschüssen und ca. 300 Feindflügen Inhaber der höchsten Tapferkeitsauszeichnungen, des Ritterkreuzes mit Eichenlaub, Schwertern und Brillanten. Er war als Nachtjäger das, was Oberst Mölders für die Tagjagd war, ein Leitbild für die gesamten Nachtjäger«.

Lilienthal-Kaserne in Delmenhorst: Auf Anfrage übersendet der Standortälteste, Oberstleutnant Philipp, die Broschüre »30 Jahre Bundeswehrstandort Delmenhorst«, in der es heißt: »Gleichzeitig symbolisierte der Name die Verbundenheit des Standortes mit der ehemaligen 290. Infanteriedivision. Der Panzerjäger-Feldwebel Lilienthal, an der Ostfront gefallen, wurde Ritterkreuzträger dieser Division, nachdem er 18 russische Panzer mit seiner 7,5-cm-Pak abgeschossen hatte. «

Mackensen-Kaserne in Hildesheim: Generalfeldmarschall August von Mackensen diente unter dem Kaiser und unter dem Führer. Die Nazis zitierten seinen Ausruf: »Ich erhebe diesen Generalfeldmarschallstab Euch zu Ehren. Auf unser heißgeliebtes deutsches Vaterland und auf unseren mutigen, hochverehrten Führer. Sieg Heil!« In einer von der Bundeswehr im pfälzischen Bad Bergzabern 1988 herausgegebenen Broschüre »50 Jahre Mackensen-Kaserne« heißt es über den »überzeugten Monarchisten«.»Zum Dritten Reich hatte Mackensen ein gespaltenes Verhältnis. Während er in Hitler den >Retter< des Deutschen Reiches sah, der die Rückkehr zu einem autoritären Staat und die Wiederherstellung der Großmachtstellung Deutschlands versprach, distanzierte er sich von der NSDAP.«

Marseille-Kaserne in Appen/Uetersen: Für das Flieger-As Hauptmann und Ritterkreuzträger Hans-Joachim Marseille vom Afrika-Korps, »den wohl begabtesten Jagdflieger des Zweiten Weltkrieges«, bemühte die Bundeswehr in einer Festschrift den ehemaligen Bundespräsidenten Walter Scheel. Der schrieb: »Darf nun der Soldat der Bundeswehr Mut, Tapferkeit, Kameradschaft, Ritterlichkeit des Soldaten des Zweiten Weltkrieges nicht ehren? Er darf es - mit Trauer darüber daß all das, was die Ehre seines Berufes im Kriege ausmacht, auf schändliche Weise mißbraucht wurde. «

Fritsch-Kasernen in Pfullendorf Breitenburg, Hannover Itzehoe, Celle, Koblenz. »Drei Schlachten siegreich zu schlagen«, hatte Generaloberst Freiherr von Fritsch 1938 gefordert: »Erstens die Schlacht gegen die Arbeiterschaft, sie hat Hitler siegreich geschlagen. Zweitens gegen die katholische Kirche... und drittens gegen die Juden. « Die Stabsabteilung 1 in der Freiherr-von-Fritsch-Kaserne in Breitenburg-Nordoe teilt dazu mit, die Soldaten würden über Fritsch informiert, insbesondere darüber daß »er Hitler für seine Expansionspolitik im Wege war«. Kasernenoffizier und Oberleutnant Achmüller vom Panzerbataillon 333 in Celle verweist auf eine Festschrift, in der von einem »Bruch« zwischen Fritsch und Hitler im Jahre 193 7 berichtet wird, und zwar »wegen gegensätzlicher Auffassung über den bevorstehenden Krieg«. Das Artillerieregiment 1 aus Hannover verweist auf eine Broschüre, in der ein Kriegskamerad von Fritschs zitiert wird.»Er fiel am 22.9.1939 in vorderster Linie vor Warschau, nicht, weil er den Tod suchte, sondern weil er – ohne führungsmäßige Verantwortung - aus soldatischer Passion gern >vorne< war Trotzdem war er dem Krieg als solchem gegenüber ablehnend eingestellt, in seinem letzten Brief an mich vom 10.9.1939 schrieb er: >Die ganze Lage, in der ich mich befinde, ist für mich nur sehr schwer erträglich. Aber zu Hause zu sein, wäre noch viel unerträglicher. so kann ich auch der unbestreitbar großen Erfolge nicht froh werden.<«

Martini-Kaserne in Osnabrück: Major Wolfgang Martini war Leiter des Nachrichtenwesens in Görings Reichsluftfahrtministerium.

Mölders-Kasernen in Visselhövede und Braunschweig: Werner Mölders war Jagdflieger der Nazi- Wehrmacht, von Hitler hoch dekoriert.

Röttiger-Kaserne in Hamburg: General der Panzertruppen Hans Röttiger war 1943-44 Chef des Generalstabes der Heeresgruppe »Südukraine« der Wehrmacht. Bis 1945 verantwortete er als Generalstabschef in Italien den Tod vieler

Hitlergegner Röttiger gehörte zu den Experten des Amtes Blank und dann zu den Bundeswehrgeneralen, die ab 1951 an der Wiederaufrüstung Westdeutschlands arbeiteten.

Schreiber-Kaserne in Immendingen: Oberfeldwebel Joseph Schreiber »ist zum Vorbild für alle deutschen Soldaten geworden«, heißt es in der Schrift »30 Jahre Garnison Immendingen«. 1943 erhielt er für »dreißig Nähkämpfe« an der Ostfront das Ritterkreuz mit Eichenlaub.

Weise-Kaserne in Rottenburg: Generaloberst Hubert Weise war Kaiserlicher Offizier. Freikorpskommandeur bei der Niederschlagung der Revolution von 1918 und bis zum Kriegsende 1945 General der Wehrmacht. Während des Krieges General der Flak-Artillerie mit 200 Flugzeugabschüssen. Der Ritterkreuzträger war bei Kriegsende Sonderbevollmächtigter des Oberbefehlshabers der Luftwaffe zur Abwehr feindlicher Fernkampfwaffen.

Hindenburg-Kasernen in Neumünster. Oldenburg, Münster. Kassel, Reutlingen, Tübingen und Ulm. Paul von Hindenburg, Generalfeldmarschall im Ersten Weltkrieg, ernannte 1933 Hitler zum Reichskanzler Die Hindenburg-Kaserne in Kassel erhielt ihren Namen 1935 von den Nazis, als Hitler seinen Vorgänger mit einem Staatsbegräbnis in Tannenberg beerdigen ließ.

Ostmark-Kaserne in Weiden: Ostmark nannten die Nazis von 1938 bis 1945 das von ihnen angeschlossene Österreich.

Pommern-Kasernen in Wolfhagen und Fürstenau: Pommern liegt in Polen. Glaubt man der Festschrift des Panzerbataillons 64 (54), dann kam 1963 die Stadt Wolfhagen deshalb zu einer Pommernkaserne, weil Kommandeur Oberstleutnant Siegfried Vehlow, »ein gebürtiger Pommer, darüber sehr erfreut« war Gefreut hat sich auch der Vorsitzende der pommerschen Landsmannschaft in Hessen, Rendel, der die Patenschaft übernahm. Damit andere ehemalige deutsche Ostgebiete nicht zu kurz kommen, übernahm die Pommernkaserne auch die Tradition der schlesischen 11. Panzerdivision, zu der das Panzerregiment 15 zählte, das wiederum heute zum Wolfhagener Panzerbataillon 64 gehört. Der letzte schlesische Kommandeur Nazigeneral v. Wietersheim, übertrug seinem einstigen Generalstabsoffizier Major Drews die »Übernahme der Tradition«, als dieser in der Bundeswehr die 5. Division und die Pommernkaserne befehligte.

Auf die Forderung des »Beirates für Innere Führung«, die Kasernennamen zu überprüfen, antwortete das Verteidigungsministerium 1993, man sehe keine Veranlassung, etwas an den »bewährten Verfahrensregelungen für die Benennung von Kasernen zu ändern«.

Konkret 02/98, S. 18

Gerhard Henschel

Vom deutschen Schicksalskampf

Wer die kollektive Schuld der Deutschen um nationalsozialistischen Vernichtungskrieg bestreitet, der sollte sich wenigstens hüten, von kollektiver Unschuld zu reden. Und einmal einen Blick ins Familienalbum werfen

Wer heute jünger als vierzig Jahre ist, kennt die Kollektivschuldthese gewöhnlich nur von denen, die sie entschieden zurückweisen. In den Reden der Repräsentanten des Staates am 27. Januar, am 30. Januar, am 8. Mai, am 20. Juli und am 9. November, selbst noch in den Stellungnahmen des Historikers Daniel Jonah Goldhagen ist die Kollektivschuldthese immer wieder verworfen worden. Ihre aggressivsten Gegner hat sie in den Reihen alter Wehrmachtskameraden, die auch heute noch, ungeachtet aller Beweise für die Verbrechen der Wehrmacht, von der »Ehre des deutschen Soldaten« dröhnen, wie es Alfred Dregger seit Jahrzehnten tut. Alle anderen Gegner jener These pflegen an die Nazi-Verbrechen zu erinnern, um besonnen abzuwägen und die allenfalls rhetorisch in Betracht gezogene Kollektivschuld des deutschen Volkes schließlich abzustreiten.

Beliebt ist auch die euphemistische Formel, die in Rede stehenden Verbrechen seien nicht von Deutschen, sondern »in deutschem Namen« begangen worden, womit sich die Schuldfrage zu verflüchtigen beginnt. Was in deutschem Namen geschah, hat dann auch nicht in erster Linie sechs Millionen Juden und unbestimmbar viele Millionen Soldaten, Partisanen und Zivilisten das Leben gekostet, sondern den deutschen Namen befleckt, so daß im Grunde jenen das größte Leid zugefügt worden ist, die den deutschen Namen tragen.

In den Memoiren und Rechtfertigungsschriften ehemals glühender Nazis, deren Schuld außer Frage steht und mit keinem Kunstgriff mehr zur tragischen Verstrickung verdreht werden kann, liegen die eigenen Worte und Taten im toten Winkel. Die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit erschöpft sich in dem Vorwurf, daß Adolf Hitler sich an den Deutschen und am deutschen Namen vergangen habe.

So hat es - nur ein Beispiel unter vielen - der Physiker Johannes Stark gehalten, ein Nobelpreisträger, der in Einsteins Relativitätstheorie schon 1907 »fast etwas Ungesundes« erspürte, 1930 in die NSDAP eintrat, Adolf Hitler als Kämpfer »gegen die Parlamentswanzen, gegen die Parlamentslumpen«, gegen den »jüdisch-westischen Parlamentarismus« und den »jüdischen Mammonismus« pries *(Adolf Hitlers Ziele und Persönlichkeit,* München 1932) und zur Belohnung am 1. Mai 1933 zum Präsidenten der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt ernannt wurde. In den folgenden Jahren bemühte sich Stark, dem Hirngespinst einer »nordisch gearteten Physik« zu akademischen Ehren zu verhelfen. Er bekundete »die freudige Bereitschaft aller deutschen Forscher zur Mitarbeit im nationalsozialistischen Staat unter Führung Adolf Hitlers« *(Adolf Hitler und die deutsche Forschung,* Berlin 1934). Stark war es darum zu tun, »den beherrschenden Einfluß der Konzerne judengeistiger Wissenschafter« zurückzudrängen, die »Vergewaltigung durch den jüdischen Geist« zu beenden und die »Freiheit des germanischen Geistes« wiederherzustellen *(Nationalsozialismus und Wissenschaft,* München 1934).

1937 denunzierte Stark seinen Kontrahenten Werner Heisenberg in der SS-Zeitschrift »Das Schwarze Korps« als »Statthalter des Judentums«. Heisenberg gehöre zu jenen »Judenzöglingen und Judengenossen«, welche »ebenso verschwinden müssen wie die Juden selbst«. Für Heisenberg, aber auch für andere Physiker, die gegen das obskure Projekt einer »arischen Physik« opponierten, waren Starks Intrigen und Denunziationen lebensgefährlich.

Stark hatte für Hitler und die NSDAP Propaganda gemacht, sich der Partei angedient, antisemitische Hetzschriften herausgegeben und sich bemüht, »Judengenossen« ans Messer zu liefern. Aber als er 1945, in amerikanischer Gefangenschaft, seine Erinnerungen niederlegte, verlor er kein Sterbenswort der Reue. Stattdessen beschuldigte er Hitler, daß er »nicht bloß seine idealistischen früheren Anhänger schwer enttäuscht, sondern eine ungeheure Schuld gegenüber dem ganzen deutschen Volk auf sich geladen« habe. 1949 wurde Stark als Mitläufer eingestuft und zu einer Geldstrafe von 1.000 Mark verurteilt.

Gelitten haben also nicht die Juden und die »Judenzöglinge«, nicht die von Wehrmacht und SS überfallenen Völker - gelitten hat das deutsche Volk; und Adolf Hitler trägt die Schuld.

Unbestritten anerkannt ist auch knapp 52 Jahre nach Kriegsende nicht einmal die Kollektivschuld der Wehrmachtsangehörigen, die - in welcher Funktion auch immer - einer Organisation dienten, die alle später schlicht Hitler zur Last gelegten Verbrechen an der Menschheit ermöglichte, förderte oder beging. Dabei sprechen plausible Gründe dafür, Schuld auch bei Millionen deutscher Zivilisten zu suchen, die direkt oder indirekt am Funktionieren der nationalsozialistischen »Volksgemeinschaft« beteiligt waren. »Wer sich, altersbedingt, daran erinnert, welch auch körperlich sich ausdrückender Terror in einer normalen Schulklasse gegen denjenigen ausbrechen konnte, der wegen seines liberalbürgerlichen Hintergrunds den kollektiven Manieren der Härte zum Ende des Krieges nicht entsprach, der hat nie daran geglaubt, die unmittelbare Nachkriegsthese von der Kollektivschuld sei so ganz abwegig«, schrieb Karl Heinz Bohrer 1996 im »Merkur«.

Ein Soldat, der sich noch im Januar 1945 zarten Betrachtungen darüber hingab, was die Seele sei (»Was ist nun die Seele? Es ist der Hauch eines Gottes, unfaßbar schön und hoch«), konnte sich schon zwei Tage später als gewissenloser Mordgeselle erweisen (»Ein Kamerad berichtete, daß Minenfelder durch Juden abgekämmt werden, indem sie sich die Hände reichen und in langen Linien darübergejagt werden. Alle zwei Minuten gehen dann so fünf, sechs Juden in die Luft. 2 Fliegen mit einer Klappe«). Walter Kempowski hat die Notizen jenes Soldaten - er hieß Hans-Henning Teich und starb 1945, mit 22 Jahren, an der sowjetrussischen Front - 1994 in dem vierbändigen Sammelwerk »Das Echolot« dokumentiert: ein Fall unter Millionen anderen, die die Rede von der »Ehre des deutschen Soldaten« ein für allemal diskreditiert haben und es kühn erscheinen lassen, die Kollektivschuldthese zurückzuweisen.

Kühner jedenfalls als alle Schuldzuweisungen durch Nachgeborene. Wer gut reden hat, weil er nicht dabei war, muß deshalb nicht unrecht haben, und wer Zweifel an seiner Eignung zum Helden hegt, büßt damit nicht sein moralisches Urteilsvermögen ein. Wird man, angesichts der wenigen Farbfilmaufnahmen von den Umzügen und Aufmärschen, die das Regime veranstalten ließ, schockhaft der Verführungsgewalt nationalsozialistischer Propaganda inne, ist damit kein Argument, das für die Kollektivschuldthese spricht, entkräftet. Sich für befangen zu erklären, weil man es für möglich hält, daß man selbst der Faszination des Bösen erlegen wäre, klingt nobel, hat aber etwas von verspäteter Komplizenschaft.

Moorwarfen, 25. Dez. 1942

Mein lieber Willi!

Nun möchte ich Dir ein wenig von unserm Weihnachtsfest erzählen, so, wie es bis jetzt verlaufen ist. Ich möchte nur wünschen, daß es für Dich auch harmonisch und für Dich ohne viel Schmerzen verging! Am Heiligabend wurde um 6 Uhr das traditionelle Würstchenessen gestartet. Als dann wieder abgewaschen war. kam der große Augenblick Der Jubel und der Glanz in den Kinderaugen läßt sich nicht beschreiben. Der Tannenbaum ist dies Mal etwas kleiner. weil die Kerzen rar sind, ist aber trotzdem sehr schön. Zunächst waren die Puppen und ihre neue Kleidung)das< Thema. Aber dann kam das andere an die Reihe. Für Almut waren die ersten seidenen Strümpfe ihres Lebens die große Hauptsache. Anne war selig, daß sie ihr neues Kleid hatte. ... Die Soldaten der Batterie haben dem Weihnachtsmann tüchtig geholfen, damit unsere Kinder ihre Puppenwagen in Ordnung kriegten. Der kl. Sportwagen ist wieder heil und schön himmelblau angestrichen, und für Ilses Lore der richtige Rahmen. Ingrid freute sich sehr über ihr Buch, Briefpapier. 10 M und den bunten Teller. Vater ist etwas schlecht weggekommen, denn die Fausthandschuhe habe ich gar nicht mehr fertig gekriegt für ihn. So mußte er mit einer silbernen Zigarrenspitze und einer Flasche Underberg vorlieb nehmen. Für mich und Opa hatten die Kinder allerlei Nettes gekauft oder gebastelt. Den bunten Tellern wurde lebhaft zugesprochen. Dank der Weihnachtssonderzuteilung gab es reichlich Zuckerwaren, sogar etwas Marzipan! Wie freut es mich, daß Du nun endlich wieder Radio hören kannst! Ob Du wohl wie wir hier der Ansprache von Goebbels gelauscht hast? Wie wunderschön hat er das gesagt! Das mußte doch allen zum Herzen gehen! Heute vormittag ist mir die Zeit rasend schnell vergangen. Ich hatte mit dem Kochen allerlei zu tun. Es gab Kaninchenbraten, Rotkohl, hinterher Karamelpuding und wir mußten schon sehr früh essen, um rechtzeitig fertig zu sein, denn wir sollten um 112 3 schon in der Batterie sein. All die Mühe der Vorbereitung hat sich aber gelohnt. Alle Mitspieler haben ihre Sache tadellos gemacht und es wurde mir als >Regisseur< von allen Seiten Anerkennung ausgesprochen. Vom Herrn Obltn. Großklaus, von Husmann, Harms (NSV) soll ich Dich herzlichst grüßen. Als der Weihnachtsmann erschien, kannte der Jubel keine Grenzen. Unsere Irmgard nahm er auf den Arm, sie war gar nicht bange und sagte ihm sogar einen kleinen Vers her. Dabei ist sie auch geknipst worden. Hoffentlich kann ich das Bild später mal bekommen. Was Du über Dein jetziges Lazarett schreibst, erfreut mich sehr Mir scheint, dort wirst Du auch seelisch betreut, so daß ich hoffen möchte, daß Du dort noch etwas bleibst. ... Erst wollte ich Deine Pakete gestern abend noch nicht auspacken, dann konnte ich aber den Bitten der Kinder doch nicht widerstehen. Die gute Schokolade habe ich verstaut, die wirst Du dann unter uns verteilen, wenn Du hier bist. Aber Parfüm und die übrigen Toilettenartikel und die schöne Bürste habe ich mit großer Freude zu meinen Geschenken gelegt und ich danke Dir herzlich dafür. Ich möchte Dich zu gern umarmen!

Nun, mein lieber Willi, die herzlichsten Grüße von all Deinen Lieben und Deiner Käte.

Das schrieb meine Großmutter meinem Großvater ins Feld, aus dem friesischen Dorf Moorwarfen. Fast alle Briefe, die sie in den Kriegsjahren schrieb oder bekam, haben sich erhalten. Aus ihren eigenen Briefen spricht eine einfache, politisch naive, jeder Obrigkeit widerspruchslos dienstbare, der Familie in Liebe zugetane, genügsame und fleißige Frau - eine von Millionen, ohne deren Opfersinn und Fleiß an der »Heimatfront« der Krieg nicht zu führen gewesen wäre.

Die Suche nach den Ursachen der Katastrophe führt fast jeden Deutschen in die eigene Familiengeschichte. »Habt Ihr heute abend das >Engellandlied< gehört?; wieder fast 100000 t an einem Tage versenkt, unglaublich; ich denke: daß man heute abend mal wieder die alte vertraute Weise hörte, ist mehr als ein Zufall: es geht eben los!« schrieb mein Großvater, ein Hauptmann des Jahrgangs 1896, am 8. März 194 1. Kurz darauf wurde er von Frankreich nach Polen abkommandiert; in einem Brief vom 19. März 1941 heißt es: »Die ganze Bilanz der letzten 10 Tage ist die, daß wir eine lange und im

ganzen interessante Bahnfahrt von ca. 2000 km hinter uns haben, zum zweiten: ein Land kennengelernt, das einem jeden aus Beschreibungen und Bildern zwar nur als >Kulturstätte< dargestellt wurde, das aber nur wenige aus eigener Überzeugung und Anschauung kannten. Und wenn man dann bedenkt, daß dieses sog. >Kulturvolk< mit dazu ausersehen war, dem deutschen Volke Lehrmeister zu sein, dann stellt sich unser deutscher Schicksalskampf ganz einfach dar als der Kampf sehr germanischer Werte gegen einen ganzen Sumpf von niedersten Instinkten, gegen Lüge, Verrat und Dreck. Was wir an Einzelbildern in den letzten Tagen, nur auf offener Straße, sahen, das ist nur da möglich, wo der Jude geherrscht hat. Im ganzen Lande eine ganz kleine, reiche Oberschicht, darunter die große Masse des Volkes mit einem Lebensstandard, der einfach erschüttert. Ein Dorf armseliger als das andere, lauter elende Butzen, zumeist nur einräumig, aus Holz und Flechtwerk, ohne gepflasterte Straßen, größere Orte haben vielleicht einen Kein, der etwas an eine Stadt in Deutschland erinnern könnte, im übrigen aber dieselben armseligen Butzen. Da sitzen wir in unsern einfachen Holzbaracken doch besser. Wenn nur das ewige Hin und Her nicht wäre! «

Antisemitische Tiraden hatte ich von meinem Großvater, mit dessen Tod die SPD 1979 einen Stammwähler verlor, nie zu hören bekommen. Er war ein geselliger, freundlicher und bescheidener Mann, dessen Vergangenheit als Nazi mir erst die Briefe aus dem Nachlaß meiner Großmutter drastisch vor Augen führten. Von einer Fahrt durch Warschau berichtete mein Großvater am 24. April 1941: »Gegen 1/2 2 Uhr war ich in W, im ganzen hatte ich kaum 2 1/2 Std. Zeit, ich mußte mich gewaltig beeilen, um einmal erst einen Fußpfleger zu finden, der sich dann auch in der Nähe des Hauptbahnhofs fand, vielmehr ein großes Friseurgeschäft mit vielen Angestellten; eine polnische Angestellte hat mir ganz gewissenhaft die Füße behobelt, wenn auch ohne Fräs=Apparat. Die Fahrt (Straßenbahn) von meinem Ankunftsbahnhof bis dort führt durch das Juden--Ghetto. Wie es da aussieht und hergeht, davon macht man sich einfach keine Vorstellung. Da schieben und wälzen sich die Juden aller Kaliber durch die dreckigen Straßen, vorbei an den Trödlerläden; einer überschreit den andern; jeder hat etwas zum Feilschen in der Hand. Die Fahrt geht natürlich ohne Unterbrechung hindurch; es ist streng verboten (und auch wohl nicht ratsam) sich dort etwa aufzuhalten. - Und nun zu Deinem Brief, in. 1. K. Daß Du nun gerade zu Ostern keine Post erhalten hast, ist ja schade; tröste Dich mit mir! Fein, daß Ihr einen solch netten Ostertag in J‘-deich verleben konntet.«

Die Abkürzung »m. 1. K.« steht für »meine liebe Käte«, und der Glückwunsch zum netten Ostertag steht unvermittelt neben der Erbarmungslosigkeit, mit der das Elend der Juden im Warschauer Ghetto registriert wird, als sei es naturwüchsig oder rassisch bedingt. Daß er und seinesgleichen die Juden dort in ihr Elend gestoßen hatten, blendete mein Großvater, der sich im hungernden Warschau die Füße pflegen ließ und voller Abscheu auf die Untermenschen herabsah, willkürlich aus.

Über die Arbeit, die er als Wehrmachtshauptmann in Polen verrichtete, bewahrte er Schweigen. Was sich aus verstreuten Andeutungen folgern läßt, ist grauenhaft. Am 11. Mai 1941 schrieb er: »Gestern mittag war >hoher Besuch<. Unsere Arbeit ist ganz besonders anerkannt worden. Mehr kann ich darüber nicht sagen. Man weiß jedenfalls nun, wozu man hier ist.«

Wozu war er dort? Um einen Sumpf von niedersten Instinkten trockenzulegen und germanische Werte zu exportieren - »Kultur«, wie es seine Schwester Anna, meine Großtante, am 3. November 1942 in einem Brief aus Leuna formulierte: »Gustav ist seit ca. 7 Wochen endgültig auf seiner neuen Stelle in Auschwitz. Was seine Arbeit anbelangt, gefällt es ihm sehr gut, bloß so ist ja noch alles Polakkei, furchtbar direkt, da muß noch erst etwas Kultur hinkommen.«

So wurde gedacht, in einer ganz normalen Familie, und es wurde danach gehandelt. Man kann sich davon unerschüttert zeigen, man kann auch davor zurückscheuen, aus dem, was man weiß, eine Kollektivschuldthese abzuleiten - aber niemandem, am wenigsten den noch lebenden Parteigenossen, Mitläufern und Frontsoldaten, die sich, wie der alte Kamerad Erich Mende, bei Podiumsdiskussionen damit brüsten, daß sie anständige Soldaten gewesen seien, steht es zu, das deutsche Volk kollektiv von Schuld freizusprechen.

Zuerst erschienen in: »Rechtshistorisches Journal« 16 der Löwenklau Gesellschaft e. V., Frankfurt a. M. 1997

Konkret 02/98, S. 22

Otto Köhler

Hitlers EWG

Das »Wirtschaftswunder« war gar keins - es verdankte sich der systematischen Ausplünderung Europas durch die deutschen Besatzer im Zweiten Weltkrieg

Donnerstag, 9. Oktober 1997. Die deutsche Bundesbank in Frankfurt Z am Main erhöht den Leitzins - kräftig - von 3 auf 3,3 Prozent. »Zinswende zur Währungsunion« betitelt die »Süddeutsche Zeitung« den Entschluß des Bundesbankpräsidenten Tietmeyer. Tatsächlich folgen die europäischen Kernländer, Frankreich an der Spitze, unverzüglich dem »dictat de Frankfurt«. Sie setzen noch am selben Tag ihren Leitzins auf 3,3 Prozent fest. Nur Österreich tanzt - damit es nicht wieder nach Anschluß aussieht - ein bisserl aus der Reihe: 3,2 Prozent - das ist Unabhängigkeit.

Zwei Tage zuvor hatte »Tagesthemen«-Moderator Ulrich Wickert sein - nach dem *Buch der Tugenden* - neuestes Werk vorgestellt: *Deutschland auf Bewährung* (Hoffmann und Campe, 334 Seiten, 39,80 Mark). Der Titel ist unsinnig: Die Bewährungsstrafe ist längst getilgt, Deutschland verurteilt wieder selbst. Aber Wickert hält dort der »pensée Tietmeyer« einen Aufsatz des französischen Soziologen Pierre Bourdieu entgegen, der einen europäischen Wohlfahrtsstaat anstelle der »Idee Bundesbank« fordert.

Der Euro, dem die Zinserhöhung dienen soll, war eigentlich als Schutz vor einem neuen Großdeutschland gedacht. Wickert über die Zeit des Anschlusses der DDR: »Frankreich drängte auf eine schnelle Währungs- und Finanzunion, um zu verhindern, daß ein vereintes Deutschland sich aus den Europäischen Union lösen und sich selbständig machen könne.« Daraus entstand der Euro, den Deuro zu nennen nicht falsch wäre. Mit ihm beherrscht die Bundesbank - und sie ist die höchste Verkörperung des vereinten Deutschland - jenes Europa, das dazu gedacht war, das Neue Große Deutschland zu zähmen, was mißlungen ist, wie Rühe und Kinkel mit weltweitem Expansionsstreben beweisen.

Die »Idee Bundesbank« aber, die zentrale Beherrschung Europas durch das von politischen Institutionen des Kontinents unabhängige deutsche Geldinstitut ist viel älter als Bundesbank und Bundesrepublik. Das wird jedem deutlich, der in den letzten Band einer Dokumentenedition hineinsieht, die dem vereinten Deutschland noch aus der verlorengegangenen DDR beschert wurde. Sie hieß, und sie heißt: *Europa unterm Hakenkreuz.*

Angesichts der vereinten deutschen Wissenschaftslandschaften, die immer noch vom Triumph der westdeutschen Sieger über die ostdeutschen Besiegten bestimmt werden, ist es ein kleines Wunder, daß dieses große Projekt ostdeutscher Historiker vom Präsidenten des Bundesarchivs in Koblenz Friedrich P. Kahlenberg - wenn auch mit von ihm nicht zu verantwortenden Einschränkungen - gerettet werden konnte, als es nach der »deutschen Revolution« ins Stocken geraten war. Die beiden Leiter des Projekts, die renommierten DDR-Historiker Wolfgang Schumann und Ludwig Nestler, sind inzwischen verstorben. Nachfolger wurde Werner Röhr, der von Anfang an dabei war. Er hatte zu DDR-Zeiten manchen Strauß mit der Verwaltung Wissenschaft auszufechten, beispielsweise, als es im Polen-Band um die Frage ging, wer die polnischen Offiziere bei Katyn erschossen hatte.

Das Gesamtwerk ist jetzt nach einem Jahrzehnt vollendet, doch die beiden ersten Bände über die deutsche Besatzungspolitik in Österreich und der Tschechoslowakei ab 1938 und in Polen ab 1939 sind vergriffen. Lieferbar sind die Bände 3 (Belgien, Niederlande, Luxemburg), 4 (Frankreich), 5 (Sowjetunion), 6 (Italien, Südosteuropa, d. h. insbesondere Griechenland und Jugoslawien), 7 (Dänemark und Norwegen). Ein umfangreicher Ergänzungsband über Okkupation und Kollaboration ist 1994 erschienen. Das ursprüngliche Konzept des jetzt vorliegenden Bandes 8 - Analysen, Quellen, Register - konnte - und das ist die bedauerliche Einschränkung - nicht eingehalten werden. Die Autoren von *Europa unterm Hakenkreuz* wollten, auch selbstkritisch, mit Spezialisten aus mehreren europäischen Ländern *vergleichende* Untersuchungen der Okkupationspolitik der Achsenmächte erarbeiten. Doch mit der Wiedervereinigung Deutschlands entfielen die für ein solches personalaufwendiges Forschungsprojekt erforderlichen finanziellen Voraussetzungen. Röhr: »Mit der Abwicklung der DDR-Wissenschaftsinstitutionen verloren die als Autoren des achten Bandes vorgesehenen Forscher ihre institutionelle Grundlage und damit auch die Disposition über die erforderlichen Voraussetzungen. Die vorgesehenen Forschungen konnten nach Fortfall der Institute auf andere Weise nicht finanziert werden, so daß die Autoren nicht mehr zur Verfügung standen.«

Werner Röhr, der den Band eingeleitet und bearbeitet hat, sprang mit einem über 300 Seiten starken Beitrag ein, der mehr als nur Ersatz für die ausgefallenen Arbeiten sein dürfte und der sich vor allem mit den bisher wenig beachteten fiskalischen Folgen der deutschen Okkupationspolitik befaßt.

Mit der Besatzung wurde - das war ein besonders nachhaltiger Teil des deutschen Raubzugs in Europa - die Inflation eingeschleppt. Röhr: »Die einseitig festgelegten Besatzungskosten bildeten in den meisten besetzten Ländern die wahrscheinlich schwerste wirtschaftliche Belastung. So zahlte Frankreich während der Okkupation insgesamt 42,544 Milliarden RM >Besatzungskosten<, die Niederlande 14,886 Milliarden RM und Belgien 5,576 Milliarden RM.«

Für sich allein besagen diese und die aus anderen besetzten Ländern aufgeführten Milliarden-Zahlen wenig - heute, da eine Milliarde zu den Peanuts der Deutschen Bank zählt. Man muß die Zahlen, die Milliarden, in Relation zu den damaligen Verhältnissen stellen. Belgien beispielsweise zahlte insgesamt 69,7 Milliarden belgische Francs an Besatzungskosten, das waren 46 Prozent aller belgischen Staatsausgaben. Frankreich wurden die absolut höchsten Besatzungskosten auferlegt, täglich 20 Millionen RM. Italien wiederum hatte nach dem Abfall von den Deutschen im Verhältnis zu seiner volkswirtschaftlichen Leistungskraft die höchsten Besatzungskosten zu zahlen. Röhr: »Die Bestimmung des Kriegsvölkerrechts, die Besatzungsmacht habe bei ihren wirtschaftlichen Ansprüchen die Leistungsfähigkeit des Landes zu berücksichtigen, wurde nicht nur für die Besatzungskosten, sondern in jeder Hinsicht ins Gegenteil verkehrt. Es ging den deutschen Okkupanten keineswegs darum, die tatsächlichen Kosten der im Land unterhaltenen Besatzung abzudecken.« Es ging darum, die Wirtschaftskraft dieser Länder zu vernichten, die Konkurrenz auszuschalten. Röhr: »Die Entrichtung dieser >Besatzungskosten< mußte in allen Ländern unweigerlich und zunehmend radikalisiert zur Inflation führen, zumal die bewußt ungünstige Zwangsfestsetzung des Umtauschkurses der Landeswährung zur Reichsmark diese Folge zusätzlich verstärkte. Die Höhe der Besatzungskosten wurde bewußt mit dem Ziel einer >geordneten Schwächung< der Länder festgesetzt.« Die Summe der 85 Milliarden Reichsmark offiziell erhobener Besatzungskosten war fast halb so hoch wie das deutsche Steueraufkommen und entsprach 27 Prozent der Gesamteinnahmen des Deutschen Reiches während des Zweiten Weltkriegs.

Und so herrschte in Italien, Frankreich, Belgien und den meisten anderen von den Deutschen besetzten Ländern auch nach dem Krieg Inflation, während das besiegte Deutschland bald wieder prosperierte. Tatsächlich gehörte Westdeutschland, das mit seiner schnellen Währungsreform, die die kleinen Sparer enteignete und den Besitz von Sachwerten und Produktionsmitteln unangetastet ließ, wirtschaftlich zu den Gewinnern des Zweiten Weltkriegs. Die Sachwerte und Produktionsmittel waren zuvor - und viel davon war unentdeckt geblieben - aus ganz Europa zusammengeplündert worden.

Es gab ein schnell verwirklichtes Programm zur Bereicherung Großdeutschlands, das hieß: »Ausbau des deutschen Clearing-Systems zu einem europäischen Zentralclearing.« Und das hatte, wie der Handelspolitische Ausschuß der Reichsregierung bereits am 23. Juli 1940 formulierte, den Zweck, »die Verflechtung des deutschen Wirtschaftsraumes mit den Wirtschaftsräumen der ... einzubeziehenden Länder durch eine Erleichterung des Zahlungsverkehrs zu fördern und zu vertiefen und damit die europäische Großraumwirtschaft organisch vorzubereiten. Insbesondere soll durch die Abwicklung einer größtmöglichen Zahl der zwischen den beteiligten Staaten sich vollziehenden Zahlungsvorgänge über die Konten der deutschen Verrechnungskasse die dominierende Stellung der Reichsmark weitgehend vorbereitet werden.«

Die Clearingverrechnung machte Deutschland zum Herrscher des Handels in Europa. Röhr: »Diese Clearingverrechnung lief de facto auf einen hochgradigen Pseudo-Außenhandel hinaus. Die Lieferungen von Firmen aus den besetzten Ländern nach Deutschland wurden nicht direkt vom deutschen Empfänger bezahlt, sondern zunächst von der Regierung bzw. der Nationalbank des okkupierten Landes. Diese Vorauszahlungen sollten dann gegen deutsche Lieferungen verrechnet werden. Dieser Zahlungsverkehr sollte über ein bilaterales Clearingkonto erfolgen. Deutsche Empfängerfirmen zahlten ihre Preise ebenfalls bei der Deutschen Verrechnungskasse ein. Allerdings verwandte diese die eingezahlten Reichsmark-Beträge keineswegs zum Zahlungsausgleich, sondern zog sie größtenteils direkt zur Kriegsfinanzierung heran.«

Mit auch nur annähernd gleichberechtigten Handelsbeziehungen hatte dieses Clearing nichts zu tun. Deutschland holte aus den beteiligten Ländern, was es brauchte, und davon mehr und mehr. Und lieferte andererseits nur, was es für absolut entbehrlich hielt - und das, was es für den Bedarf der eigenen Truppen in den besetzten Ländern für notwendig hielt. Die Zentralbanken der besetzten Länder mußten immer mehr Vorschüsse für ihre Exportfirmen zahlen - aber ein Zahlungsausgleich mit Deutschland rückte in immer weitere Ferne.

Mit dem europäischen Zentralclearingsystem wurde auch der Zahlungsverkehr der besetzten, abhängigen und neutralen Länder untereinander über die Berliner Deutsche Verrechnungskasse gelenkt. Damit kontrollierte Deutschland den Handel in Europa. Ende 1941 nahmen über 20 Staaten am Zentralclearing in Berlin teil. Röhr: »Das Zentralclearing fungierte so als ein Instrument der schrittweisen Durchsetzung der wirtschaftlichen Vorherrschaft im >Großwirtschaftsraum< und schuf über die Regulierung des internationalen Zahlungsverkehrs Kontrolle und Herrschaft.«

Heute, da Deutschland die treibende Rolle beim Zusammenwachsen Europas innehat, ist es natürlich historisch nicht uninteressant, welchen Begriff von europäischer Zusammenarbeit man vor einem halben Jahrhundert in Deutschland hatte. Damals hieß diese Zusammenarbeit Kollaboration. Goebbels notierte am 26. April 1942 in sein Tagebuch: »Das Gerede von Kollaboration ist nur für den Augenblick gedacht.« Und Göring instruierte vier Monate später die Reichskommissare und Militärbefehlshaber der besetzten Gebiete: »Ich mache keine Kollaboration. Kollaboration der Franzosen sehe ich nur in folgendem: wenn sie abliefern, bis sie selber nicht mehr können, wenn sie es freiwillig tun, dann werde ich sagen: ich kollaboriere.« Noch 1944 ordnete der höchste SS- und Polizeiführer auf französischem Boden, Carl-Albrecht Oberg, an, daß »zwar nach außen hin eine Politik der Zusammenarbeit zu betreiben sei, dabei aber niemals das Ziel, Frankreich endgültig zu zerschlagen, aus den Augen verloren werden dürfe«.

Damals hatte Deutschland in ganz Europa abgeräumt, den Kontinent ausgeplündert und viele seiner Staaten durch Inflation für Jahrzehnte in Not und Elend gestürzt. Deutschland selbst blieb dank dieser Ausbeutung und trotz aller selbstverschuldeten Zerstörungen für die Wenigen, auf die es ankam und die durch den Krieg reicher geworden waren, ein reiches Land.

Daran änderte gerade auch die Währungsreform von 1948 nichts. Diese Roßkur, die das erhaltene und durch Rauhzüge vermehrte Produktivkapital völlig unangetastet ließ - vom Intermezzo der rasch revidierten Nürnberger Urteile gegen Wirtschaftsgrößen abgesehen -, und die andererseits die Sparvermögen der kleinen Leute und des Mittelstandes vernichtete, ermöglichte den Wiederaufstieg der Deutschen zum Herrenvolk in Europa.

Dies ist das nicht ausdrücklich formulierte Resümee, das sich unschwer aus der Dokumentensammlung *Europa unterm Hakenkreuz* ziehen läßt. Der deutsche Wohlstand nach dem Krieg und Ludwig Erhards vermeintliches Wirtschaftswunder beruhen auf dem durch den deutschen Angriffskrieg verlorenen Wohlstand der Völker Europas.

Europa unterm Hakenkreuz, Band 3-8, sowie der Ergänzungsband *Okkupation und Kollaboration* sind erschienen im Hüthig Verlag, Heidelberg. Die Bände 1 u. 2 sind vergriffen

Konkret 02/98, S. 24

Rayk Wieland

Weißbuch - Schwarzbuch

Ausgemergelte Kinder hinter Stacheldraht, vom Hunger gezeichnete Kulakenkinder - ein Teil der Dokumente, mit denen »Zeit« und »Spiegel« den »Klassengenozid« der Kommunisten illustrieren, sind dafür jedenfalls nicht geeignet

Der Tod ist, seit Erscheinen des *Schwarzbuchs* in Frankreich und den begeisterten Einverständniserklärungen hierzulande, kein Meister aus Deutschland mehr, er wohnt im Osten und ist Kommunist. 100 Millionen Opfer seien es weltweit, welche die Kommunisten nach den neuesten Rechnungen zu verantworten haben - da müssen die Nazis passen, die nur 25 Millionen Tote zu fabrizieren vermochten. Stimmen die Zahlen, wäre der »Zeit«, die ihr Dossier unter den Titel »Der rote Holocaust« stellte, Verharmlosung und Bagatellisierung der kommunistischen Verbrechen vorzuwerfen. Allein, sie stimmen, wie für jeden ersichtlich ist, der über einen Fingerhut historische Bildung verfügt, eben nicht, sind auf konfuse Weise ausbaldowert und obendrein nicht einmal korrekt addiert worden. Mal spricht Stephane Courtois von 65, mal von 85, mal von 90 oder »vielleicht auch hundert Millionen Opfern«. Warum nicht gleich von tausend?

Angesichts der Millionen Menschen, die vornehmlich in der Sowjetunion und in China dem Großen Terror bzw. der Kulturrevolution zum Opfer fielen, mag es makaber scheinen, hier auf »nur« soundsoviel Millionen Toten zu bestehen. Sehr viel makabrer freilich ist, diese Zahl nach Gutdünken frivol zu verzehnfachen, wie es die Autoren des *Schwarzbuchs z.* T. unternommen und ihre deutschen Rezensenten abgesegnet haben. Dabei ist die Faktenlage nicht zweifelhaft, sondern, wie *Schwarzbuch-Her*ausgeber Stéphane Courtois hervorhebt, »eindeutig« und sieht so aus: »Lenin hat 1917 die Macht ergriffen, Hitler 1933. Es ist heute einwandfrei dokumentiert, daß Lenin und Trotzki das System der Konzentrationslager erfunden haben ... Meiner Meinung nach gibt es keine Spezifizität des Völkermordes der Nazis an den Juden. Andere haben andere Völkermorde begangen - an den Tschetschenen, den Tataren, den Kosaken, den Kulaken, den Tibetanern.« Das Schwarzbuch des Kommunismus ist das Weißbuch des Faschismus.

Allerdings sind die Deutschen über die Phase, in der es ihnen um eine bloße Relativierung und Legitimierung der faschistischen Verbrechen zu tun war, längst hinaus und gegenwärtig dabei, das alte Spiel der Täter-Opfer-Verkehrung erneut zu forcieren. »Die Frage etwa«, schreibt Nationalhistoriker Heinrich August Winkler in der »Zeit«, »ob es ohne die russische Oktoberrevolution zum Triumph des italienischen Faschismus und des deutschen Nationalsozialismus gekommen wäre, ist und bleibt legitim.« Die Frage ist die Frage von Nolte. Richtig gestellt müßte sie aber lauten: Wäre ohne den deutschen Faschismus die russische Oktoberrevolution so auf uns gekommen, wie sie's ist? Bzw.: Gibt es in der Darstellung und Geschichtsschreibung von Oktoberrevolution und Stalinismus - z. B. in der Übernahme ethnischer Argumentationen - eine faschistische Kontinuität? Die Hauptmotive des gegenwärtigen Stalinismus-Bildes, ihre Auswahl und ihre Benennung jedenfalls werden bestimmt von dem Wunsch, den Vergleich mit dem Programm des Nationalsozialismus zu ermöglichen: »Führer Stalin«, »roter Holocaust«, »Gulag-KZ«, »Ausrottungspolitik«. Mit der platten Übernahme derartiger Bezeichnungen scheinen sich dann die Parallelen von selbst zu ergeben.

Die beiden deutschen Leitmedien, »Die Zeit« und der »Spiegel«, haben ihre Beiträge zum *Schwarzbuch* mit Illustrationen versehen, die schockieren und durch ihre Ähnlichkeit mit bekannten Fotos aus deutschen Vernichtungslagern quasi dokumentieren sollen, daß die Sowjetmacht von Anfang an gezielt Hungersnöte als Mittel eines »Klassen-Genozids« *(Schwarzbuch)* eingesetzt habe. In der »Zeit« sind ausgemergelte Kinder hinter Stacheldraht abgebildet - »Kinder in einem sowjetischen Internierungslager«, wie die Bildzeile verrät. Der »Spiegel« zeigt vom Hunger gezeichnete Kinder vor einer Holzhütte, Kulakenkinder offenbar. Die Verwendung der beiden Bilder erfüllt den Tatbestand der Dokumentenfälschung.

Das »Spiegel«-Foto wurde, der Tageszeitung »junge Welt« zufolge, erstmals am 20. Januar 1922 in der von Willi Münzenberg herausgegebenen Zeitung »Sowjetrußland im Bild« veröffentlicht. Es zeigt hungernde und verwaiste Kinder, Opfer einer von Interventions- und Bürgerkrieg verschärften Dürrekatastrophe, die in dem durch Spenden von deutschen und holländischen Arbeitern eingerichteten Kinderheim »Rosa Luxemburg - Karl Liebknecht« in Sanara Aufnahme finden sollten. Münzenberg hatte die Bilder 1921 von einer Reise nach Moskau mitgebracht, wo er mit Lenin über die ersten Erfolge der im August 1921 gestarteten »Hungerhilfe für Sowjetrußland« konferiert hatte. Die internationale Bekanntmachung dieses und noch weiterer Bilder von Opfern der Hungersnot diente der Mobilisierung von Solidarität. Als Zeugnis seines »Klassen-Genozids« hätte Lenin es wohl nicht verbreiten lassen.

Das auf dem Titel des »Zeit«-Dossiers »Der rote Holocaust« abgebildete Foto zeigt in der Tat »Kinder in einem Internierungslagern, doch nicht in einem sowjetischen, sondern einem unter deutscher Besatzung errichteten. Es stammt von der russischen Fotografin Galina Sankova, veröffentlicht wurde es u. a. 1975 in dem Band *Fotografen des Krieges. Sowjetische Kriegsberichterstatter* im Verlag Odeon in Prag. Sein Titel ist »Opfer des Faschismus«. Auch in dem Bildband *La Deportation,* der 1967 von der Fédération Nationale des Deportés et Intemétes Résistants et Patriotes herausgegeben wurde, findet sich, wie das »ND« ermittelt hat, das Foto mit dem Hinweis, daß es sich um ein von Hitlerleuten in Petrosawodste errichtetes Lager handelt.

Gefälschte Dokumente, dubiose Zahlen, revanchistische Sprüche. Dies erfolgt in einer Art und Weise, die bezeugt, daß nun, wenn es gegen den Kommunismus geht, alles wurscht ist. Eine deutsche Öffentlichkeit, die hier Einspruch erheben möchte, existiert nicht mehr, Kommunisten, die eine Gegendarstellung schicken könnten, sind nicht in Sicht und womöglich, nach neuer Sprachregelung, einem Klassen-Suizid zum Opfer gefallen.

Die Hälfte der Opfer, die Courtois reklamiert, ca. 50 Millionen Menschen, waren Opfer von Hungersnöten, welche die Kommunisten angeblich gezielt eingesetzt haben. Für China während der Kulturrevolution lastet das *Schwarzbuch* den Kommunisten die horrende Zahl von 44 bis 72 Millionen Toten an, von denen etwa 60 Millionen den Hungertod starben. Es handelt sich um Schätzungen. Ähnliche und höhere Schätzungen gibt es auch aus der Zeit vor der Errichtung der Volksrepublik - davon freilich erfährt man im *Schwarzbuch* nichts. Auch bei den schrecklichen Hungersnöten im Wolgagebiet - 1921/22 und 1932/33 - ist nicht ausgemacht, daß Kommunisten hier verantwortlich waren, das gilt insbesondere für die erste. Sie war die Folge einer lang anhaltenden Dürreperiode, die diese Region auch in den Jahren 1891 und 1911 heimgesucht hatte. 1921/22 wurde sie noch verschärft durch den Interventions- und Bürgerkrieg, wobei vielleicht heute anzumerken wäre, daß nicht die Kommunisten in England und Frankreich eingefallen sind, sondern die Entente in Rußland.

Die Frage ist: Bliebe das *Schwarzbuch des Kommunismus* mit eventuell korrigierten, erläuterten und womöglich im gesamtgesellschaftlichen Kausalnexus plazierten Zahlen, mit korrekten Bild-Dokumenten etc. nicht immer noch ein Schwarzbuch? Die Antwort lautet, höchstwahrscheinlich, ja. Nur wäre ein solches Buch wohl ungeeignet, die kommunistische Theorie und Praxis als ein dämonisches Machwerk auszuweisen und ihr letzten Endes die Schuld an den sog. »Weltbürgerkriegen« (Nolte) des Jahrhunderts zuzuschanzen. Der Rassen- und Vernichtungswahn der Nazis geht nicht auf Marx oder Lenin zurück.

Nicht aus Häme oder Starrsinn oder Rechthaberei, sondern um ein eklatantes Mißverhältnis anzudeuten, das in einer Gegenwart Bestand hat, die noch der plumpesten und durchsichtigsten Demagogie hinsichtlich ihrer Zukunftserwartungen aufsitzt, um nur nicht zur Kenntnis nehmen zu müssen, in welchen Zuständen sie sich bereits befindet, sei dies am Ende mitgeteilt: Jeden Tag sterben in der globalisierten One-World des Kapitals nach Unicef-Angaben 40.000 Kinder. Das sind, aufs Jahr gerechnet - auf ein Jahr -, mehr als 12 Millionen Tote. Es ist vielleicht kein *gezielter* »Klassen-Genozid«, der hier stattfindet, sondern nur der übliche, alltägliche Abgang, der, weil keine Kommunisten mehr in Reichweite sind, im *Schwarzbuch* nicht vorkommt.

Konkret 02/98, S. 26

Carola Sommer

Staatsanwälte auf Schnitzeljagd

Mit Steuergeldern großzügig bedacht, denunziert der »Forschungsverbund SED-Staat« jeden, der einem DDR-Funktionär auch nur die Hand geschüttelt hat – CDU-Politiker natürlich ausgenommen

Gesine Schwan, ehemals Dekanin am Fachbereich Politische Wissenschaft der Freien Universität Berlin, ahnte Schlimmes: Eine »Verdachtskultur«, die »die Demokratie zerstört«, klagte sie im Mai 1995, mache sich in den Seminarräumen des Otto-Suhr-Instituts breit. Und vor einem »neuem Dogmatismus« müsse sie warnen. Zwei Jahre später legte ihr Lehrstuhlkollege Peter Steinbach, der zugleich die »Gedenkstätte Deutscher Widerstand« leitet, nach. Eine »Politik des Verdachts«, bemühte er Hegel, »ist das Vorspiel des Terrors«, zumindest aber »Hexenjägerei«.

»Neuer Dogmatismus« am Fachbereich? Es ist eine alte Leier, die den Unmut Schwans und Steinbachs erregt. Gedreht wird sie in der Ihnestraße 54 in Berlin-Dahlem. Dort hat der »Forschungsverbund SED-Staat« seinen Sitz, der 1992 unter tatkräftiger Hilfe des Universitätspräsidenten Johann W Gerlach gegründet worden ist und seither aus dem Haushalt der Freien Universität alimentiert wird. Er befaßt sich nach eigenen Angaben »mit Geschichte und Folgen der DDR«. Im Mittelpunkt stehen dabei »systematische Strukturen und Instrumente der SED-Herrschaft, deren Analyse auch die je verschiedenen Lebensgeschichten verständlich und einordenbar werden läßt«, die in »sieben Themenfeldern« behandelt werden. Ziel sei die »Versachlichung der einschlägigen wissenschaftlichen und politischen Diskussionen«.

»Vorrang« hat in der Ihnestraße »bei unabdingbarer Wahrung wissenschaftlicher Seriösität eine möglichst rasche Publizierung erarbeiteter Forschungsergebnisse gegenüber einer analytisch geläuterten und strukturierten Darstellung«. Zwar trage die Arbeit damit den »Charakter punktueller und vorläufiger Erkenntnisse«. Doch aufmerksame Leser würden das schon »mitbedenken«. 200.000 Mark hat der frühere Wissenschaftssenator Erhardt (CDU) diesem anspruchsvollen Forschungsprogramm für sechs Jahre zugesichert, damit den Wissenschaftlern und Hilfskräften - darunter mancher SDS-Veteran, der hier sein spätes Auskommen gefunden hat - der lange Atem nicht ausgeht. Der Ex-Maoist Dr. Klaus Schroeder, inzwischen Privatdozent und einer der beiden Leiter, hat sogar eine Stelle auf Lebenszeit bekommen. Zur Seite steht ihm der Ex-Trotzkist Manfred Wilke, der es als Handlungsreisender in Sachen »Einflußnahme« von Kommunisten auf Gewerkschaften und andere Sozialdemokraten trotz bescheidener wissenschaftlicher Qualifikation zum Professor der Soziologie gebracht hat.

Das macht aber nichts, denn um Wissenschaft geht es den DDR-Forschern nur am Rande. Wilkes Buch über das »Genossenkartell« von SED und westdeutscher IG Druck und Papier, erschienen 1992 in der von dem Ex-Maoisten und Rechtsextremisten Rainer Zitelmann lektorierten Reihe »Ullstein-Report«, ist eins jener Produkte, wie sie auch für den Forschungsverbund typisch sind, die von einem Professor am Fachbereich als »Dokumentenbände mit drei Fußnoten« verspottet werden. Die zeitgeschichtliche Verbund-Forschung kennt nur eine wissenschaftliche Frage: Wer hat die DDR nicht kompromißlos bekämpft? Förderlich für eine Mitarbeit an leitender Stelle im Forschungsverbund ist zudem die Unterschrift auf einem »Berliner Appell« nach Wahl - ob gegen die »Hexenjagd auf Konservative und demokratische Rechte« (Wilke) oder den »sozialen Bürgerkrieg«, den die »Erfurter Erklärung« propagiere und mit dem diese »die Grundlage unseres politischen und gesellschaftlichen Systems in Frage« stelle (Schroeder).

Ins Visier des Forschungsverbundes SED-Staat ist die sogenannte »systemimmanente Forschung« der alten Bundesrepublik geraten, für die Namen wie Hartmut Zimmermann, Peter Christian Ludz oder Gert-Joachim Glaeßner stehen. Sie hatte seit Ende der 60er Jahre die »wissenschaftlich abgestützte DDR-Kritik« beendet und - Entspannung war angesagt - einen »realistischen« Blick auf die DDR geworfen. Sie wollten das Regime »aus seinen eigenen Gegebenheiten heraus« deuten. Zwar schnitt die DDR im Vergleich mit der BRD deshalb nicht besser ab als zuvor, aus der wissenschaftlichen Literatur verschwanden aber allzu grobschlächtige Urteile. Glaeßner: »Es ging um die Frage, ob die DDR angesichts der sich abzeichnenden Veränderungen im Ost-West-Verhältnis und angesichts der unverkennbaren innergesellschaftlichen Wandlungstendenzen noch länger als totalitäres, als statisches System beschrieben werden könne.«

Sie konnte es nicht, weil das Modell des Totalitarismus, wie Zimmermann, Ludz und Glaeßner erklärten, die soziale Dynamik und den politischen Wandel in den Ländern des Realsozialismus nicht zu erfassen vermöge. Dafür präsentiert ihnen der Forschungsverbund SED-Staat heute die Quittung. Sie habe »ein verharmlosendes, zumindest aber irreführendes Bild der DDR gezeichnet«, wirft Schroeder nun der alten DDR-Forschung vor. Und, was schlimmer wiegt: Die herrschende Lehre habe sich vom »antitotalitären Konsens« verabschiedet - einem Konsens aus der Zeit des Kalten Kriegs, der nach 1989 wieder in Mode gekommen ist und im Forschungsverbund SED-Staat besonders gepflegt wird.

In der Rolle des Staatsanwaltes tritt Jochen Staadt auf. In dem Buch *Wir warn die stärkste der Partein* hatte er sich vor zwanzig Jahren von seiner Vergangenheit als maoistischer Agitator losgesagt. Doch als Ankläger in Szene zu setzen weiß sich der 47jährige noch immer. Für die »Aufarbeitung« der Geschichte des verblichenen Regimes hat er schließlich angemessenen Kredit erworben. Wie eine Trophäe ziert die Kopie einer Karteikarte, mit der Mitarbeiter des Ministeriums

für Staatssicherheit ihn zur feindlich-negativen Kraft erklärten, die Wand seines Arbeitszimmers. Staadts Spezialität ist die »Westpolitik« der SED. Sie sei »das formale Pendant zur Ostpolitik der Bundesrepublik« gewesen, wurde aber »unter strenger Geheimhaltung erarbeitet« und »zum großen Teil auch unter konspirativen Bedingungen umgesetzt«. Auf lange

sei es der SED um die »Destabilisierung« Westdeutschlands und die »Verwirklichung des Sozialismus auch im kapitalistischen Teil Europas« gegangen. Begnügt habe sie sich indes mit der völkerrechtlichen Anerkennung der DDR.

»Spätestens seit der Berliner Historiker Jochen Staadt damit begonnen hat, die Gesprächsnotizen auszuwerten, fürchten bundesdeutsche Politiker das ehemalige SED-Archiv«, lobt der »Focus«-Redakteur Horst Ohligschläger die Schnitzeljagd durch SED-Bestände. Ein erster Band über die 60er Jahre erschien 1993 im Akademie-Verlag. Die Fortsetzung über die Zeit seit 1970 wird seit zwei Jahren angekündigt.

Doch nicht Honeckers Gastgeber 1987 in Bonn, Helmut Kohl, ist in Gefahr. Fürchten müssen sich Sozialdemokraten und Gewerkschafter. Staadt: »Sowohl für die langfristige Perspektive der Veränderung des Gesellschaftssystems als auch für das Etappenziel der Anerkennung der DDR spielten diese Organisationen im Kalkül der SED die entscheidende Rolle.« Einen »Meinungsumschwung im Funktionärskörper und unter der Mitgliedschaft dieser Organisationen gegenüber den Verhältnissen in der DDR« habe sie herbeiführen wollen.

Und tatsächlich: Als zwei Reisekader der SED im September 1970 an Heidi Wieczorek-Zeul geraten seien, habe diese »sich selbst als Leninistin« bezeichnet, wenngleich »unsere Sicherungsmaßnahmen an der Staatsgrenze von ihr noch nicht als voll notwendig erkannt« würden, vermerkten sie hinterher in ihrem Einsatzbericht. Erfolgreicher war 17 Jahre später ein Besucher aus der Bonner »Ständigen Vertretung« der DDR. Sein Gesprächspartner erläuterte ihm, »daß sich der neue Landesvorstand bis auf eine Person aus Mitgliedern zusammensetze, die für eine progressive Entwicklung der Beziehungen zur DDR eintreten und sich von Positionen konservativer Kräfte distanzieren würden.« Deshalb habe man auch - der »kritische Dialog« sollte keinen Schaden nehmen - beschlossen, »anläßlich des Besuches E. Honeckers keine >Störaktionen< durchzuführen«. Daß trotzdem eine Demonstration gegen den Staatsratsvorsitzenden und Generalsekretär stattfand, war nicht Roland Pofallas Schuld. Der Landesvorsitzende der Jungen Union in Nordrhein-Westfalen, dem das Jahr 1990 einen Sitz im Bundestag bescherte, hatte sich bemüht.

Manche Unterlagen sind so »geheim«, daß über ihren Inhalt nach wie vor nur spekuliert werden kann. Als der Historiker Heinrich Potthoff, zugleich stellvertretender Vorsitzender der Historischen Kommission beim Parteivorstand der SPD, Notizen der Gespräche des westdeutschen Establishments mit Erich Honecker edierte (Helmut Kohl: »Wir haben kein Interesse daran, daß die inneren Schwierigkeiten in der DDR weiter zunehmen«, Franz-Josef Strauß: »Wir wollen die DDR weder integrieren noch bekriegen noch aus der Welt schaffen«), stellte er diesen die Aufzeichnungen der Vertreter aus der BRD gegenüber - »soweit sie dazu bereit und willens waren«. Bei einigen fragte er vergeblich an. »Auf schriftliche Bitte an die Strauß-Tochter Monika Hohlmeier«, so Potthoff über die Staatssekretärin im Bayerischen Kultusministerium, »die entsprechenden Materialien zur Verfügung zu stellen, erfolgte ein ablehnender Bescheid.« Die Familie habe sich entschieden, »den Zugang zum privaten Familienarchiv auf nur wenige Personen zu beschränken«. Ähnlich fiel die Antwort aus dem Bundeskanzleramt aus. Von einer »Schieflage« beim Zugang zu den Archiven spricht deshalb der Mannheimer DDR-Experte Hermann Weber.

Das Politische Archiv des Auswärtigen Amtes etwa hat die Überlieferungen des »Ministeriums für Auswärtige Angelegenheiten der DDR« (MfAA) unter seine Obhut genommen. Über die Geschichte der Blockparteien CDU und LDPD wachen die »Konrad-Adenauer-« bzw. die »Friedrich-Naumann-Stiftung«. Vergeblich hatte die Enquete-Kommission »Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland« 1994 um die Prüfung der Frage gebeten, »ob auch für die Bestände westlicher Archive eine vorzeitige Aufhebung der 30-Jahre-Sperrfrist möglich ist«. Andernfalls drohe sich »eine bedenkliche Asymmetrie der Forschung zu verfestigen«. Getan hat sich seitdem wenig. »Nachdrücklich«, so Weber, »bleibt deshalb weiterhin darauf zu bestehen, daß der Wissenschaft die Einsicht insbesondere in Oberlieferungen der Parteien, des Bundeskanzleramtes, des Auswärtigen Amtes und des Bundesministeriums für innerdeutsche Beziehungen oder des Verfassungsschutzes und des BND für die Zeit bis 1989/90 gestattet wird. Bleiben dem Forscher aber Unterlagen verschlossen, schadet dies der Wahrheitsfindung.«

Wahrheitsfindung? Geschichtsdeutung, das zeigt die Kampagne des Forschungsverbundes gegen die »Gedenkstätte Deutscher Widerstand« in Berlin-Tiergarten, dient zumeist profaneren Zwecken. »Die systempolitische Konfrontation«, schreibt der Historiker Peter Reichel über die 50er und 60er Jahre, »reduzierte den tatsächlich vielgestaltigen Widerstand (gegen Hitler) auf die für die Legitimations- und gesellschaftlichen Integrationserfordernisse der beiden deutschen Staaten jeweils überwiegend bedeutsamen Strömungen und Akteure.« Die Ausstellung im Gebäude des Oberkommandos der Wehrmacht - inzwischen ist dort die Bundeswehr wieder eingezogen - habe sich in den 80er Jahren darum bemüht, »diese geteilte und verzerrte Sicht zu überwinden«. So entstand das Konzept vom »integralen Widerstand«, das nicht länger -je nach politischem Gutdünken - aussortierte. Künftig wird dieses Konzept es wieder schwerer haben.

Zum 50. Jahrestag des 20. Julis 1944 setzte Franz-Ludwig Schenk Graf von Stauffenberg, der Sohn des Attentäters jener Wehrmachtsoffiziere und Generale, deren Mehrheit »nicht an eine generelle Rückgängigmachung der nationalsozialistischen Politik« (Hans Mommsen) dachte, zur Säuberung der Gedenkstätte an. Nicht länger sei hinzunehmen, daß in der Ahnengalerie des Widerstandes Hitlers Gegner im Exil in Moskau, die Kommunisten Walter Ulbricht und Wilhelm Pieck, »geehrt« würden. Der alte und neue Hausherr im Bendlerblock, Volker Rühe, sekundierte. Wer ein Unrechtsregime bekämpft habe, um es durch ein anderes zu ersetzen, verdiene keine Ehrung und Würdigung dort, wo Stauffenbergs Porträt aushängt.

Daß die große Säuberung vorerst noch nicht stattgefunden hat, liegt - nach Schroeder und Staadt - daran, daß »besonders Akteure, die gleichermaßen vor wie nach derartigen Umbrüchen agieren«, in der Gefahr stünden, »zur Legitimierung der eigenen Vergangenheit eher an Geschichtsverdrängung oder gar -verdunkelung als an einer Erhellung der Vergangenheit interessiert zu sein«, während »zeitgeschichtliche Forschung bei der Darstellung der Ergebnisse und der daraus folgenden Charakterisierung des Untersuchungsgegenstandes keine besondere Rücksicht auf die Befindlichkeiten der Mitlebenden nehmen« könne. Mit diesem Anspruch erwarben Schroeder und Staadt den »zweifelhaften Ruf«, die »intellektuelle Selbstentblößung« des Forschungsverbundes vorangetrieben zu haben, wie Ulrich Mählert, Mitarbeiter am Zentrum für Europäische Sozialforschung der Universität Mannheim, spottet.

»Zeitgeschichte in Deutschland vor und nach 1989« überschrieb das Duo im Juni 1997 seinen neuesten Beitrag zur »Versachlichung«. Dem Kontakt zu Historikern aus der DDR zuliebe, suggerieren sie, seien Sozialwissenschaftler und Historiker aus der BRD »entschlossen zur Selbstamputation ihres doch an Diktaturen in aller Welt so geschärften Menschenrechts- und Unrechtsbewußtseins« geschritten. Daß die »sozialdemokratisch orientierten Historiker« - das bezieht sich u. a. auf den von Bielefeld nach Berlin berufenen Jürgen Kocka und soll ein Vorwurf sein - 1987 auf dem Podium eines Bonner Kolloquiums zum Thema »Erben Deutscher Geschichte - Bundesrepublik und DDR« ihre Gäste von der »Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED« nicht mit Ohrfeigen begrüßten und überdies ganz korrekt feststellten, »das Projekt der deutschen Nationalstaatsbildung in der Mitte Europas« habe »von Anfang an große >Kosten(und mittelfristig katastrophale Folgen« gezeitigt, tragen Staadt und Schroeder ihnen heute noch nach.

Der nächste Feind ist schon im Visier: »Plan und Realität: Die westdeutsche und westeuropäische Friedensbewegung im politischen Kalkül der SED-Führung 1978 bis 1983« lautet der Titel einer neueren Auftragsarbeit des Forschungsverbundes. Bezahlt wird die Wahrheitsfindung u. a. von Manfred Kanthers Bundesministerium des Innern mit 240.000 Mark. Die Scientific Community darf (soweit sie die einschlägigen Leitartikel von Enno von Loewenstein in der »Welt« damals nicht gelesen hat) gespannt sein.

Carola Sommer ist Historikerin und lebt in Berlin

Konkret 02/98, S. 29

Oliver Tolmein

Lebens-Schaden

Die Degradierung des ungewollten Kindes mit Behinderung zum >Schaden< und die Herabwürdigung der Frau zum >fetalen Umfeld<, das ein möglichst optimales Produkt hervorbringen soll, sind Konsequenzen einer Verrechtlichung der durch biologistisches Leistungsdenken geprägten sozialen Beziehungen

»Kein ethischer Bonus für Pfuscharbeit«, titelte die »Taz« zufrieden, und auch die »Frankfurter Rundschau« war von den Verfassungsrichtern überzeugt: »Unterhaltszahlungen des Arztes sollen dazu beitragen, daß betroffene Eltern das ungewollte Kind annehmen.« Das ungewollte Kind: In einem Fall war es nach einer mißglückten Sterilisation des Mannes gezeugt worden, im anderen Fall war gar nicht das Kind selber ungewollt, es hat nur ungewollte Eigenschaften - es ist nämlich behindert. Ein Risiko, das der Arzt für minimal gehalten hatte, weshalb er den Eltern zu keiner ausführlichen humangenetischen Beratung und zu keinen besonderen Tests vor und während der Schwangerschaft geraten hatte. »Wären wir zutreffend aufgeklärt worden«, reklamieren die Eltern jetzt, »hätten wir das Kind erst gar nicht gezeugt.«

Die beiden ungewollten Kinder, für die nach dem Urteil des 1. Senats des Bundesverfassungsgerichts vom Dezember 1997 jetzt die Ärzte den Unterhalt zahlen müssen, wurden Anfang der 80er Jahre geboren, in einer Zeit, als vor bundesdeutschen Gerichten eine ganze Serie von Schadenersatzprozessen wegen unerwünschter oder nicht verhinderter behinderter Kinder auf den Weg gebracht wurde. Im ersten Verfahren dieser Art trat das wegen einer Rötelinfektion der Mutter im Verlauf der Schwangerschaft behindert zur Welt gekommene Kind selbst noch als Kläger auf und verlangte Schadenersatz vom Arzt: Dieser habe durch fehlerhafte Beratung und Diagnose ein leidvolles Leben verschuldet, das dem Kind durch eine Abtreibung hätte erspart werden können. Daß ein Kind seine eigene Existenz als Schaden gewertet wissen wollte, um so eine Entschädigung zu erhalten, mochte das Bayerische Oberste Landesgericht nicht akzeptieren. Es verneinte den Anspruch, das Kind ging leer aus, und auch seine Eltern erhielten keine Mark: »Ein Schadensersatzanspruch der Klägerin scheitert daran, daß es kein Recht und kein Rechtsgut der Klägerin gibt, das der (Arzt) verletzen konnte. Die Klägerin hatte kein Recht darauf, daß die Schwangerschaft abgebrochen wurde, sie hatte auch keinen Anspruch darauf, vor einem Leben unter schwersten Behinderungen bewahrt zu werden. Ganz unabhängig von der Frage der Rechtsfähigkeit wäre die Anerkennung eines solchen Rechts auch mit der Wertordnung des Grundgesetzes unvereinbar; dieses erkennt nur ein Grundrecht auf Leben und auf körperliche Unversehrtheit an. Es gibt aber kein Verfügungsrecht >über< das eigene Leben.«

Zwei Jahre später hob der Bundesgerichtshof dieses Urteil auf. Zwar wollten auch die Obersten Bundesrichter dem Kind keinen Schadenersatzanspruch zubilligen, die Eltern sollen aber den von ihnen verlangten behinderungsbedingten Mehraufwand ersetzt bekommen. Die Richter, das wird aus der Begründung deutlich, hätten auch mehr gegeben: den gesamten Unterhalt nämlich - aber den hatten die Kläger zum Bedauern der Richter nicht verlangt. Das Urteil liest sich eindrucksvoll: Wortreich wird »die seelische Belastung (der Mutter) durch das Miterleben des Schicksals eines schwerbehinderten Kindes« betont, auch »das ethische Interesse der Mutter« wird ausführlich gewürdigt, die sich jetzt, da sie nicht abgetrieben hat, »dem Selbstvorwurf (auszusetzen hat), daß sie dem Kind nicht ein unter Umständen qualvolles und der Eingliederung in die Gesellschaft schwer zugängliches Leben durch eine von der Rechtsordnung in ihre Verantwortung gestellte Entscheidung erspart hat«.

Die nächsten Kläger, die vor den Bundesgerichtshof gezogen sind, haben den kaum versteckten Hinweis im Rötel-Fall verstanden: Für ihr Kind, das mit Trisomie 21 (Down-Syndrom genannt) geboren wurde, wollen sie nicht nur den behinderungsbedingten Mehraufwand, sondern den gesamten Unterhalt als Schadenersatz: Der Arzt hatte auf die Frage, ob die 39jährige Schwangere eine Fruchtwasseruntersuchung machen müsse, mit Verweis auf ihre beiden nichtbehinderten Kinder geantwortet, er halte das »nicht für unbedingt notwendig«. Der Bundesgerichtshof gibt den Klägern recht. Daß nicht nur der behinderungsbedingte Mehraufwand gezahlt werden muß, ist für die Karlsruher Richter schnell begründet: Die Eltern hätten ein Kind mit Behinderung nicht nur wegen der höheren Kosten der Behinderung nicht gewollt, sie hätten ein solches Kind überhaupt nicht haben wollen - deswegen stelle für sie der gesamte Unterhalt den Schaden dar.

Für wie notwendig der Bundesgerichtshof die Verhinderung der Geburt von Kindern mit Behinderung hielt, wird in einem Richterspruch von 1987 noch deutlicher: Eine Frauenärztin, die die Wahrscheinlichkeit der Geburt eines Kindes mit Trisomie 21 bei einer ihrer Patientinnen auf nur 0,68 Prozent veranschlagte und deswegen von einer Fruchtwasseruntersuchung wegen der Möglichkeit einer Schädigung des Kindes durch diese Untersuchungsmethode abgeraten hatte, mußte, als das unbestrittenermaßen äußerst unwahrscheinliche Ereignis dennoch eintrat, Schadenersatz zahlen. Daß aber auch die bloße Aufklärung der Mutter über das Risiko, ein behindertes Kind zur Welt zu bringen, nicht ausreicht, um der Haftung in Form von Schadenersatz zu entgehen, wird aus einem rechtskräftig gewordenen Urteil des Oberlandesgerichts Düsseldorf von 1989 deutlich. Darin wird ein Arzt zur Zahlung des Unterhalts verpflichtet, weil er versäumt hat, zusätzlich, »ohne daß er zur Dramatisierung des genetischen Risikos und der Auswirkungen verpflichtet wäre, unmißverständlich (klarzumachen), daß das Risiko auch die Entwicklung eines schwerstgeschädigten Kindes

beinhalte und daß die Geburt eines so geschädigten Kindes erfahrungsgemäß zu unerträglichen und furchtbaren Belastungen führe, vielfach verbunden mit der Notwendigkeit lebenslanger Pflege und Betreuung des genetisch geschädigten Menschen. Diese Auswirkungen sind dem medizinischen Laien regelmäßig nicht bekannt, auch wenn er den Begriff >Mongolismus< mit einer Schädigung der Leibesfrucht in Verbindung bringt. Der Arzt verstößt deshalb gegen seine vertragliche Beratungspflicht, wenn er die Unterrichtung der Patientin in Bezug auf das eigentliche Risiko auf die Mitteilung der schlagwortartigen Begriffe >Mongolismus< oder >mongoloides Kind< reduziert.« Das Leben mit Behinderung möglichst furchterregend, als »unerträgliche Belastung« zu schildern, ist kein Ausrutschen

Auch der Bundesgerichtshof hat in einem 1994 veröffentlichten Urteil deutlich werden lassen, daß es bei Schadenersatzzahlungen für behinderte Kinder wesentlich um Wertungsfragen geht. Die Entscheidungen, die vordergründig die Verletzung von Aufklärungspflichten zum Thema haben und die deswegen den Eindruck erwecken, sie würden Patientinnenrechte stärken, gründen tatsächlich auf der entschiedenen Ablehnung des Lebens mit Behinderung: »Der Wunsch der Kläger, ein nicht behindertes Kind zur Welt zu bringen und zur Vermeidung einer befürchteten genetischen Schädigung die Zeugung vom Ergebnis einer entsprechenden Beratung abhängig zu machen, könnte nicht einmal moralischen Bedenken begegnen, sondern ist in hohem Maß von elterlicher Verantwortung geprägt.« Im Jahr zuvor hatte der 2. Senat des Bundesverfassungsgerichts in seinem Paragraph-218-Urteil die Zivilgerichte zur Überprüfung ihrer Schadenersatz-Rechtsprechung aufgefordert. »Die rechtliche Qualifikation des Daseins eines Kindes als Schadensquelle kommt von Verfassungs wegen nicht in Betracht. Deshalb verbietet es sich, die Unterhaltspflicht für ein Kind als Schaden zu begreifen.« Obwohl diese Überlegung in den Leitsätzen des Urteils festgehalten worden ist, fühlten sich die Richter des BGH daran nicht gebunden. Und die Bundesverfassungsrichter des 1. Senats, die im Dezember 1997 in einem aufsehenerregenden Verfahren die Verfassungsbeschwerde gegen dieses BGH-Urteil von 1994 abgewiesen haben, ohne den gemeinsamen Großen Senat des höchsten deutschen Gerichts anzurufen, haben damit der seit Anfang der 80er Jahre etablierten Rechtsprechung den letzten Segen erteilt.

Die zahlreicher gewordenen Klagen von Eltern und die Rechtsprechung, die ihnen wenigstens in diesem Bereich des Arzthaftungsrechts weit entgegengekommen ist, sind Teil eines gesellschaftlichen Erosionsprozesses, der, um »Selbstbestimmung« zu verwirklichen, eine umfassende Entsolidarisierung eingeleitet hat. (Mittlerweile ist auch eine Krankenkasse, die DAK, dazu übergegangen, bei allen Kindern, die Antrag auf Leistungen aus der Pflegekasse stellen, zu überprüfen, ob ihre Schädigungen nicht durch Behandlungsfehler von Ärzten verursacht sind und deswegen deren Haftpflichtversicherungen in Regreß genommen werden können.) Als treibende Kraft erweist sich dabei das Bemühen, die moderne Medizintechnik nicht nur, was problematisch genug ist, uneingeschränkt zu nutzen. Auf ihre Möglichkeiten, das Leben in allen Phasen, bei der Befruchtung, vor der Geburt, bei schwerer Krankheit, vor dem Sterben, zu steuern, soll vielmehr mit Hilfe des Rechts ein Anspruch durchgesetzt werden. Dieses Denken in Anspruchskategorien kann im kritischen Fall zur Barbarei führen - dann nämlich, wenn sich zwischen Idee und Wirklichkeit eine Kluft auftut. Zwar müht sich die High-Tech-Reproduktionsmedizin mit Präimplantationsdiagnostik und immer raffinierteren vorgeburtlichen Untersuchungsmethoden, das Ziel, die Herstellung eines Kindes, das garantiert keine Behinderung hat, zu gewährleisten und auch die für nicht mehr akzeptabel gehaltenen Restrisiken, wie die 0,68-prozentige Wahrscheinlichkeit, ein Kind mit Behinderungen zu bekommen, auszuschalten. Für den Notfall ist zur Erreichung des Ziels auch der Einsatz altbewährter destruktiver Mittel recht - und wird von Bioethikern, die das Anspruchsdenken internalisiert haben, bis zur letzten Konsequenz, dem Selektionssystem, legitimiert.

Die Abtreibung des identifizierten geschädigten Fetus und wohl auch das Liegenlassen des behinderten Neugeborenen erscheinen vielen allemal akzeptabler, als einen Behinderten in ihrer Lebensgemeinschaft zu haben. Zu einem Drama hat diese Haltung vor einigen Wochen in Oldenburg geführt, wo eine Frau, nachdem in der 25 * Schwangerschaftwoche eine Trisomie 21 beim Fetus festgestellt worden war, eine Abtreibung durchführen ließ: Abtreibungen in diesem späten Stadium sind faktisch Entbindungen. Von den Oldenburger Ärzten wurde der Fetus nicht, wie es manche Mediziner favorisieren, vor der Geburt durch Setzen einer Spritze ins Herz getötet - und er wollte auch nicht sterben, nachdem er auf die Welt gebracht worden war. Mit 690 Gramm Gewicht hatte das abgetriebene Neugeborene zudem passable Überlebenschancen. Die Ärzte versorgten das Kind dennoch anfangs nicht. Erst als es nach Stunden ohne medizinische Hilfe noch am Leben war, entschieden sich die Mediziner nach Rücksprache mit den Eltern, die Behandlung einzuleiten - die lange Wartephase vor der Erstversorgung hat wahrscheinlich weitere schwere Schädigungen des Kindes verursacht.

Aber jenseits der Probleme, die sich bei der praktischen Umsetzung des Anspruchsdenkens ergeben, greifen auch rechtliche Bedenken gegen eine Spruchpraxis, die das Leben eines ungewollten Kindes als Anknüpfungspunkt für Schadenersatz-Zahlungen auffaßt. Zu fragen wäre etwa, ob ein Behandlungs- bzw. Beratungsvertrag zwischen Arzt und Patientin, der darauf zielt, eine bestimmte Qualität von Kind zu sichern, nicht sittenwidrig ist. Es ist hierzulande beispielsweise schwer vorstellbar, daß ein Arzt, der Eltern nach einer Ultraschalldiagnostik zusichert, sie bekämen einen Jungen, zur Zahlung von Schadenersatz in Höhe des Unterhalts verpflichtet würde, wenn das Kind sich schließlich doch als Mädchen erwiese, die Eltern ein Mädchen aber nicht haben wollten. Aber selbst wenn man den Behandlungsvertrag als gegeben akzeptiert und anerkennt, daß er vom Arzt unzureichend erfüllt wurde, ist festzuhalten, daß mit der Geburt des Kindes eine ganz neue

Situation entsteht: Das Verhältnis zwischen Eltern und Arzt wird zu einem Dreiecksverhältnis zwischen Eltern, Arzt und Kind. Gerade die Interessen des neu hinzugetretenen Kindes werden aber durch den von den Eltern geltend gemachten Anspruch auf Schadenersatz beeinträchtigt und sind damit auch zu berücksichtigen. Das gilt um so mehr, als der Anspruch auf Schadenersatz im Bürgerlichen Gesetzbuch prinzipiell nicht auf die Zahlung von Geld, sondern auf die Wiederherstellung des ursprünglichen, schadensfreien Zustandes gerichtet ist. In den hier diskutierten Fällen hätten die Eltern also prinzipiell vor allem einen Anspruch auf Beseitigung des Kindes. Die Zuspitzung dieser Überlegung macht ihre Problematik deutlich: Würden sich Positionen von Bioethikern wie Peter Singer oder Rechtsphilosophen wie Norbert Hoerster durchsetzen, die die Tötung auch von geborenen Kindern zulassen wollen, könnten die Eltern also die Tötung des Kindes verlangen. In der Logik der Gerichte müßten sie es sogar.

Für die Phase der Schwangerschaft wirft das schon heute Probleme auf. Wer Schadenersatz fordert, hat auch Schadensminderungspflichten. Das heißt, der Arzt, der durch eine mangelhafte Aufklärung die Zeugung eines Fetus mitverursacht hat, der geschädigt zur Welt kommen würde, könnte von der Schwangeren die Beseitigung des, wie der BGH formuliert, »noch wiedergutzumachenden Fehlers«, also die Abtreibung, verlangen. »Die Mutter kann den Anspruch nicht geltend machen, wenn sie sich einer alsbald möglichen, medizinisch zumutbaren und rechtlich noch erlaubten Wiederholung des Eingriffs verweigert«, heißt es dementsprechend in einem 1985 gefällten Urteil gegen eine Frau, die nach einer fehlgeschlagenen Abtreibung Schadenersatz auf Kindesunterhalt vom Arzt forderte.

Es stehen aber auch prinzipielle Einwände gegen ein Interesse der Eltern, das Recht auf umfassende Steuerung ihrer Familienplanung zugesprochen zu bekommen. Die Entwicklungen in der Reproduktionsmedizin überschreiten den Grat zwischen einer Kulturleistung, die dem Menschen ermöglicht, sich in der Natur, der er sonst als Objekt ausgeliefert wäre, zum Subjekt zu emanzipieren, und einer Naturbeherrschung, mit der der Mensch sich selbst zu einem Gegenstand degradiert, der nach einem vorgegebenen Muster gestaltet wird. In dem Maß, in dem der medizinische Fortschritt weg vom Subjektcharakter des Menschen rechtlich abgesichert wird und Menschen einen einklagbaren Anspruch auf die dadurch möglich gewordenen Leistungen haben, wird aus einer bedenklichen Möglichkeit eine bedrohliche Norm, in der die Schadensvermeidung zum Ziel wird.

Die andere Seite dieser Normsetzung ist die Sicherung eines garantiert gesunden Nachwuchses. Dabei geraten die Frauen, die gegenüber den Ärzten ihr Recht auf »Schadensfreiheit« einzuklagen versuchen, schnell selbst in die Position des Objektes. Denn parallel zur Etablierung der »wrongful life«-Rechtsprechung erstarken auch Tendenzen, die Position des ungeborenen Kindes zu stärken - zumindest wenn es nichtbehindert ist. Zwar konnte der Fetus auch nach älterer deutscher Rechtsprechung schon den Status eines Vertriebenen und das Anrecht auf Kriegsopferrente erwerben, neu ist aber, daß das (nichtbehinderte) Ungeborene zunehmend auch Rechte gegenüber seiner Mutter zugesprochen bekommt.

Der Ausgangspunkt liegt wie bei der Schadenersatzrechtsprechung im angloamerikanischen Rechtsraum: Bei einer werdenden Mutter konstatierten die Gynäkologen im Januar 1981 eine Blockade des Geburtskanals. Weil der Versuch einer natürlichen Geburt den sicheren Tod des Fetus zur Folge gehabt hätte, rieten sie zum Kaiserschnitt. Die Eltern lehnten aus religiösen Gründen ab. Daraufhin erwirkten die Ärzte einen Gerichtsbeschluß, der ihnen erlaubte, die Operation auch gegen den Willen der Item durchzuführen. Mehrfach wurde at ch gegen Mütter vorgegangen, die durch Tabletten- und Drogenmißbrauch ihren Fetus geschädigt haben sollen. Entsprechende Überlegungen haben sich, wie sich aus einer Pressemitteilung des Bundesjustizministers von 1986 ergibt, auch im Entwurf für das bundesdeutsche Embryonenschutzgesetz niedergeschlagen: »Sollte etwa eine Schwangere ein Contergan vergleichbares Mittel trotz Kenntnis seiner Gefährlichkeit einnehmen, besteht kein Anlaß, die Schwangere von der Strafbarkeit auszunehmen.«

Allerdings haben diese Überlegungen im verabschiedeten Gesetz, das sich ausschließlich mit neueren reproduktionsmedizinischen Möglichkeiten beschäftigt, vorerst keinen Niederschlag gefunden. An der Tendenz, die Schwangere, der dann zwar bestimmte Qualitätserwartungen zugestanden werden, mit zunehmenden Einwirkungsmöglichkeiten auf den Fetus zum »fetalen Umfeld« zu degradieren, das sich auch selbst qualitätssichernd zu verhalten hat, ändert das nichts. »Menschenwürde kommt schon dem ungeborenen menschlichen Leben zu«, behauptet der 2. Senat des Bundesverfassungsgerichts in seinem Paragraph-218-Urteil von 1993, in dem er gleichzeitig die Einstufung des geborenen Kindes als Schadensquelle ablehnt. Der postmortale Persönlichkeitsschutz sei dem »selbständigen Lebensrecht des ungeborenen Kindes nachgeordnet«, stellte das Vormundschaftsgericht Erlangen am 16. Oktober 1992 fest und begründete so, daß die hirntote, also sterbende Schwangere Marion P. durch die Intensivmedizin als fetales Umfeld funktionsfähig erhalten wurde, damit der Fetus leben konnte.

Konkret 02/98, S. 32

Peter-Paul Zahl

Brief aus Jamaica

Deutscher Herbst II

1

staatstrauer

neulich ist irgendwo son arschloch
abgekratzt
kanzler präsident minister
diplomat oder so
na jedenfalls früher
war er justitiar
in einem unserer miesen konzerne
danach partei a oder b oder c

im dritten reich
selbstverständlich widerstandskämpfer -
in der reiter-ss –
von nazis entnazifiziert
ziemlich alt geworden
schön gepflegte hände und runzeln
wien charakterdarsteller im kino
immer genug zu fressen gehabt
der kleiderschrank voll
von klamotten: fürn pütt
n blaumann undn helm
und für die bonzen smoking
unter 7-800 eier im monat
rührt so was eh kein finger
jetzt das alte spiel:

ergriffenheit und topfpalmen
staatstrauer reden gesenkte fahnen
sein nachfolger verleiht ihm posthum
noch nen orden
damit er später auch ein kriegt
von seinem nachfolger
lohnschreiber ziehn nachrufe
ausn schubläden vor drei
vier jahren schon verfaßt:

was fürn feiner kerl er war
und immer nett zu den armen
und überhaupt »so menschlich«

na das programm im radio
hamse ändern müssen den ganzen tag
lang haydn mozart bach und so sachen
echt dufte bei weitem besser
als ihre ewig manipulierten hitparaden
war so stark
daß ich mir wünsche
zwei stück von der sorte
würden jede woche
in die ewigen jagdgründe machen
per nachnahme eilboten
im eichensarg und
ganz menschlich

2

Das Gedicht wurde 1974/75 geschrieben, im Mai 1977 lektoriert und kam zur Buchmesse 77 bei Rotbuch, Berlin, heraus.

3

Aktenzeichen 33 Js 198/78 Vfg.

1) Der Beschuldigte Zahl hat sich unwiderlegt dahin eingelassen, das Gedicht »Staatstrauer« ohne Bezugnahme auf ein konkretes Ereignis, insbesondere auch ohne Bezug auf die Person des ermordeten Präsidenten der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände und des Präsidenten des Bundesverbandes der Deutschen Industrie Dr Hanns Martin Schleyer verfaßt zu haben. ...

3) Hiermit teile ich Ihnen mit, daß ich das oben näher bezeichnete Verfahren eingestellt habe.
Hochachtungsvoll
Staatsanwaltschaft
Bochum

4

Ein politischer Staatsanwalt ermittelt gegen ein Vielzweckgedicht und stellt das Verfahren bedauernd ein. Hochachtungsvoll. In den Jahren vorher und nachher: Verfahren gegen »883«, »Fizz«, »InfoBug« und »Radikal«. Drucker werden mit Strafverfahren überzogen, Vorsitzende eines Vereins zur Förderung alternativer Medien gehen in den Knast. Deutscher Alltag. Nicht im Osten. Da auch. Aber anders. Von Druckern wurde erwartet, daß sie lesen, was sie in Lohnarbeit drucken sollen - um dann nicht zu drucken. Um sich nicht strafbar zu machen. Die Vorzensur in Spanien, Portugal, Chile und Persien war da ehrlicher als die Pressefreiheit im »freiheitlichsten Staat, den wir je in deutschem Odem hatten«. Seyfried zeichnete mal einen hübschen Comic, in dem ein Langhaariger pfeift: »Die Gedanken sind frei ... « Der knollennasige Polizist hinter ihm grinst und haut ihm auf die Birne: »Von wegen!« Über zwanzig Jahre später ein Verfahren gegen eine PDS-Punkerin: Sie hatte verwegenerweise angenommen, im weltweit potentiell demokratischsten Medium auf »Radikal« verweisen zu dürfen ...

In den USA dagegen wurde ein Dokumentarfilm über den Weather-Underground (die RAF der Staaten) vom Obersten Gerichtshof ausdrücklich freigegeben, weil die Richter, lediglich ihren gesunden Menschenverstand benutzend, sagten: Wenn dieser als Staatsfeind No. 1 gälte, wäre es ein Grundrecht des Durchschnittsbürgers, sich anhand von Primärquellen darüber zu informieren, was der so dächte und vorhabe. In Jamaica, wo ich wohne, zeigten die Nachrichten im Fernsehen

einen Minister in der Parlamentsbütt greinen, ein Rundfunkjournalist »ernährt sich vom Fleisch von Politikern«. Der, tags drauf, auf Sendung: »Haben Sie diesen Piesepampel in der Glotze gesehen? Der behauptet wahrhaftig, ich würde mich von Politikerfleisch ernähren!« Er lachte: »So was packt nicht mal ein Geier an.«

5

In Deutschland sind 98 Prozent der Politiker noch unverdaubarer. Wenn sie gestorben sind, müssen sie mit dem Sondermüll entsorgt werden. Insbesondere die aus dem Deutschen Herbst 77: der Oberlehrer der Nation mit einem Herzschrittmacher und sein verbeamteter Desinformationsminister, der Hirnschrittmacher der Nation. Ihr sagt: Die sind doch längst a. D.? Guckt doch mal deren Nachfolger an. Derlei wird heutzutage geklont.

Der (West-)Deutsche Herbst dauert an in den Herzen und Hirnen. Nach dem Oktober 77 ist dies ein anderes Land geworden. Anders ausgedrückt: Es hat sich zur Kenntlichkeit verändert. (Also hat die RAF doch recht gehabt.) Herr K. erbleichte, als man ihm sagte, er habe sich nicht verändert. Er geht seinen von der Selbstverwertung des Kapitals vorgezeichneten Gang, o-beinig, wiegenden Schritts, die großen Vorbilder imitierend - »Leichen pflastern seinen Weg«, »Spiel mir das Lied vom Tod«, »M«, »Rambo« - und bleibt sich treu. Aber viele unserer Freunde und Freundinnen, Genossen und Genossinnen, Brüder und Schwestern haben sich geändert. Zum Flacheren und Schlechteren hin. Ein Beispiel nur: Guckt euch Joschka E an. In der Beliebtheitsskala der Durchschnittsdebilen kommt er direkt nach Schäuble. Vorher war er raffinierterweise schon fast so fett wie Kohl. Nun trainiert er das Rollstuhlfahren. Wozu die Sozialdemokratie hundert Jahre brauchte, vom Gothaer zum Godesberger Programm, benötigten die Grünen zehn. Die Anpassungsgeschwindigkeit paßt sich dem Turbokapitalismus an.

6

Am 13. Dezember 83 wurde ich aus dem Knast entlassen. Davor schon, bei den Ausgängen und im Freigang, hatte ich sprachlos mitbekommen, wie verkommen und feige die Linke geworden war. Im Teutschen Herbst. Die »klassische« Linke (die in Ost wie West zu wenig Marx und zu viel Lenin gelesen hatte) und die neu genannte: Der SPD-Staat hatte die eiserne Faust gezeigt, und da ging ihr der Arsch auf Grundeis.

(Wohl dem Lande, das keine Helden braucht, sagte B. B.) All das Distanzieren hatte nichts genutzt, das »die sind doch keine Linken, Herr Bundesanwalt!«, das »auf Charaktermasken schießt man nicht«, das »der Schleyer ist doch kein SS-Mann mehr, nun steht er fest auf dem Boden der fdGO«, das »US-Militäranlagen in die Luft sprengen ist doch reinster Wahnsinn!« Das Große Zittern und Beben begann. Dabei hatte es nur Razzien und Straßensperren gegeben. Telefone wurden abgehört, und man war empört. Statt, wie Wolfgang Neuss dreizehn Jahre zuvor, zu spotten: »Watt denn, watt denn, ick wer' nich abjehört? Wo ick doch wichtich jenuch bin!« Da hatte es nicht einmal Schläge, Folter, Isolationshaft gebraucht, und man befand sich auf den Knien. Und der neue Widerstand formierte sich fast ohne sie: Häuserkampf, Brokdorf, Grohnde, Wyhl, Wackersdorf - aber das ist eine andere Geschichte. Wenn Punkies zu plündern versuchten, wurden sie von arrivierten Linken, deren Kühlschrank voll war, dran gehindert, und B. Rabehl, ein Exfreund von Rudi Dutschke, beamteter Professor nun, rang nicht nur die Hände, als sein Institut besetzt wurde, sondern geiferte auch noch dagegen. Ausgerechnet im »Spiegel« ... (Sein Kumpel Tilmann E schrieb derweil Glotz die Reden, in denen Gramsci ein zweites Mal umgebracht wurde, von wegen »Ringen um die kulturelle Hegemonie«. Und das ausgerechnet bei der Es-Peh-Deh.) 1983 war das auch weg vom Fenster. Für die kulturelle (und die andere eh) Hegemonie war nun Helmut K. zuständig: »Wenn man deutsche Kulturgeschichte studieren will, dann geht man am besten auf den Heidelberger Bergfriedhof, der ja traumhaft über Heidelberg liegt.« Zitatende.

7

Zwanzig Jahre nach dem (West-)Deutschen Herbst entsorgt das BKA, vertreten durch den zuständigen Sekretär für Film- und Fernsehfragen in der Bundesschrifttumskammer Breloer, deutsche Geschichte. Die Akten bleiben m Basta. Die im Westen jedenfalls. Hier sind nicht die USA, in denen Bürger nach 25 Jahren Anspruch auf Einsicht in ihre FBI- und CIA-Akten haben und gerührte linke Demokraten (vergleichbar, sagen wir, der rechten SPD) sich stolz neben einem 2,5 Meter hohen Stapel ablichten lassen. Hier wurde die Meinungs-, Presse- und Informationsfreiheit von Bismarck gezeugt, von Hitler gesäugt und von Schmidt/Herold konfirmiert, damit sie ein sauberes Mädel bleibt. Wer etwas über dieses Land erfahren will, kann 99 Prozent der Medien eh vergessen und die Hoch genannte Literatur dazu. Vor über sechzig Jahren überkam Brecht der Brechreiz, wenn Thomas Manns Name erwähnt wurde und riet, immer wieder, dazu, zum Krimi zu greifen; und auch heute berichten die Seismogramme in den besseren Büchern der Mitglieder des »Syndikats« - des Vereins deutschsprachiger Krimiautoren - genauer über den Zustand des Landes als alles andre zwischen Hera Lind und Christa Wolf, Konsalik und G. Grass. Hier schuften Akkordarbeiter der Geschichtsbewältigung am Bau der Amnesie. Denn wie schrieb schon Balzac?: »Im übrigen bedeutet ein Argwohn gegenüber den Behörden bereits den Anfang der Zersetzung

der Gesellschaft.« Wir dagegen halten es mit Edgardo Tello. Er wurde 1942 in Peru geboren. Er war Dichter und Guerillero, 1965 fiel er - dreiundzwanzigjährig - im Kampf und schrieb kurz vorher:

du kennst den feind.

zunächst wird er sagen:

sie leben nicht mehr
sie sind gefallen.

es gibt keine revolution
alles ist vorbei.

dann wird er sagen
weil er nicht verschweigen kann
daß es uns gibt:

wir seien hart
wir würden sie nicht schonen
wir hätten uns sehr verändert.

aber nichts sei sicher.

du dagegen weißt:
die tiefe unsres hasses
umschließt in unendlichen räumen
die wahrste liebe.

es werden tage sein
schön wie pfirsiche
der erntezeit.

Long Bay, Dezember 1997

Peter-Paul Zahl, 53, lebt auf Jamaica. Letzte Veröffentlichungen: »Reprint der Glücklichen«, Schelmenroman, 1997; »Das Ende Deutschlands«, Roman, 1997.1998 erscheint: »Schreiben und Inszenieren von Don Juan oder Der Retter der Frauen«, Komödie

Konkret 02/98, S. 33

Peter Hacks

Jetztzeit

SCHNEEZEIT

Was soll Materie, wo Menschen hausen?
Das Wasser fror zu Schmutz. Der Winter war,
Schon als ich jung war, mir ein rechtes Grausen.
Die Hochbahn klappert laut und sonderbar.

Die Fußabtreter miefen auf den Treppen.
Unten ums Eck weiß ich ein Biercafe.
Ein Kind läßt sich auf einem Schlitten schleppen.
Ein Moppel riecht erfreut am feuchten Schnee.

Ein Wirt hat mir ein kaltes Bier gezapft.
Vor einem Himmel, hell mit Rauch verhangen,
Stehn wie aus schwarzem Glas, weiß überfangen,
Die kahlen Bäume. Trotzig blickend stapft
Der Proletarier mit vergrabnen Händen.
Die Gas-AG schreibt fette Dividenten.

Konkret 02/98, S. 34

Joachim Rohloff

»Zeit« und Schaum

Ein Ausflug in die Welt der realen Anachronismen und des endlosen Geschwätzes

Auf einem von der »Zeit« veranstalteten Symposium zum 85. Geburtstag der Gräfin Dönhoff erzählte Lord Dahrendorf, damals schon nicht mehr Direktor der London School of Economics, eine Anekdote: *Neulich hat der Präsident eines der ganz großen Industrieunternehmen in den Vereinigten Staaten zu mir gesagt: Ich habe eigentlich die Nase voll davon, daß ich meine ganze Zeit dafür verwende, Leute arbeitslos zu machen und zu restrukturieren. Was ich am Ende erreicht habe, ist zwar ein profitables Unternehmen. Es beschäftigt aber 80.000 Menschen weniger als zu dem Zeitpunkt, zu dem ich das Unternehmen übernommen habe *.* Der Mann war zweifellos ein Liberaler, und sein Problem könnte man das Dahrendorf-Dilemma nennen. Sir Ralf nämlich destillierte aus den moralischen Bedrückungen des ganz großen Wirtschaftsführers sogleich eine tiefsinnige Frage: *Wie sorgt man dafür, daß Wettbewerbsfähigkeit nicht zum Fetisch wird?* fixierte er punktgenau den gesellschaftlichen Ursprung so mancher Managerneurose. Im britischen Oberhaus, dessen Mitglied er ist, und in jedem Londoner Pub hätte man ihm wohl mit einer Gegenfrage geantwortet: Wie sorgt man dafür, daß der Bär nicht in den Wald scheißt? In den Spalten der »Zeit« aber gibt die Klage, der Kapitalismus sei so deprimierend kapitalistisch, immer wieder Anlaß zu monatelangen Debatten.

Die »Zeit«, behaupten Böswillige, zähle mehr Käufer als Leser; die meisten erwerben mit dem vielen Papier zwar ein »Distinktionsmerkmal« (Sigrid Löffler), aber ihre Wohnung ist einfach zu klein, als daß sie die Seiten auch noch umblättern könnten. Obwohl ein Werbeprospekt die Leserschaft noch im November mit anderthalb Millionen bezifferte, ist die Auflage während des vergangenen Jahres auf 460.000 Exemplare gefallen. Ein Drittel der Abonnements, glaubt man auf dem Planeten Speersort, hänge an den Leitartikeln der Gräfin Dönhoff; folglich sucht der Inserent, wenn er schlau ist, seine Kundschaft längst woanders. Denn daß es während des Zweiten Weltkriegs kein Land gab, *in dem führende Vertreter der Nation um der Moral, des Rechts und der Freiheit willen so große Opfer gebracht haben* wie in Deutschland, daß ferner die »Zeit« vom Tag ihrer Gründung an *sowohl die alten Nazis wie auch die alliierten Machthaber gleichermaßen kritisierte,* daß also die Nazis schon 1946 alte Nazis waren, aber ebenso kritikwürdig wie die Alliierten, das will die konsumfrohe Jugend doch kaum mehr wissen. Nichts also war dringender als ein Relaunch. Der Verleger Holtzbrinck, der sich inzwischen mit einem jährlichen Gewinn von wenigen Millionen bescheiden muß, wägte Abonnementsgebühren gegen Anzeigenerlös, und feuerte, weil die Herausgeberin zwar diesem Konto mehr zu schaden schien, als sie jenem nützt, der Anzeigenpreis aber letztlich mit der Abonnentenzahl steigt und sinkt, kurzerhand den Chefredakteur. So machte er sich durch Unterlassung um das Gemeinwesen verdient: *Nur wenige Journalisten fallen in die Kategorie der Staatsmänner,* schreibt Helmut Schmidt, *zu ihnen gehören Gräfin Dönhoff und Theo Sommer.*

Vom neuen Chefredakteur Roger de Weck ist die Aussage überliefert, im Fernsehen gebe es keine echte Pressefreiheit - vermutlich deshalb, weil der Sender dem Intendanten gar nicht gehört. Seinen Posten verdankt er ausschließlich der Pressefreiheit eines Geld- und Machthabers, also wird er dafür sorgen, daß *die seriöse Presse ein großes Stück weit ihre Rolle als Gegenmacht* allwöchentlich überzeugend auf die Bretter legt. Solange niemand etwas merkt, gewinnt die Presse aus ihrer *Glaubwürdigkeit eine* besondere *Vorschlagskraft, die,* damit niemand etwas merkt, jene von Gräfin *Dönhoff so sehr vermißte* Kohäsion in *der Gesell*schaft ein Stück weit *wiederherstellen soll*. Und wenn das endlich erreicht ist, verwandelt sich auch der Liberalismus in reinen Luhmann.

Geld ist Pop. Macht ist Pop. Gewinnen ist Pop. Die Erfurter Erklärung *ist kein Pop - schon verloren,* weint Christoph Dieckmann, der Redakteur für Mauern in den Köpfen und alles, was zusammengehört. Die »Zeit« ist leider auch kein Pop. Wenn Murschetz, die spitze Feder, einen Tiger auf die Titelseite malt, der schlapp in dem Feuerreifen hängt, durch den er springen sollte, so mag er zwar den Kerngedanken des Leitartikels, die asiatischen Tigerstaaten hätten sich den Pelz verbrannt, kongenial illustrieren - aber Pop ist etwas anderes. Auch die Riesenschlange Globalisierung, die unseren Globus aus seinem Halter reißt, der eigentlich nur dafür sorgt, daß Mutter Erde drehbar bleibt, ohne von der Kommode zu rollen, in der Karikatur aber durchaus - denn es steht ja draufgeschrieben - die *Politik* symbolisieren kann, ist entschieden kein Pop, sondern Scheiß. Dem Popdefizit abzuhelfen, wurde Mario Garcia engagiert, der Papst des Layouts. Bald sah man auf der ersten Seite Saddams Augen in dreifacher Lebensgröße oder ein rasiertes Kommißgenick samt Stahlhelm. Der Bundeswehr säßen *die Nazis im Nacken,* sollte letzteres Foto andeuten, und so poppig es sich ausnahm, es gehorchte immer noch dem ewigen Pressegesetz vom visuellen Kalauer. Zur Jahreswende zeichnete Murschetz wieder zwei winzige Rettungsboote in einen Ozean: *Die Wogen der* Wirtschaft. Wo also bleibt die neue »Zeit«?

Mit der Gräfin, Theo Sommer und Helmut Schmidt wird sie nicht zu machen sein. Schmidt, eine *Edelfeder (Löffler),* die ihre *Diskurs-Kompetenz (Löffler)* in der Wehrmacht erwarb, widmet sich weiterhin dem Geist der Truppe und dem Verfall des Pflichtbewußtseins. Der Minister Rühe habe mit seinem autoritären Führungsstil die Zivilcourage im Offizierskorps beschädigt, schrieb ein Leitartikler, und dürfe sich über rechtsradikale Umtriebe nicht wundern. Dem mußte Schmidt

widersprechen: Männer von Rühes *Kaliber würden* in jeder Regierung gebraucht. Nazis in Uniform erinnern Schmidt nicht an seine Jugendzeit, sondern seltsamerweise an die *Gewaltbereit*schaft, *die* nach 1968 in *Teilen unserer Jugend* - nicht in *der Armee! - entstanden war.* Zumindest für die Taten der RAF, notabene, kann man die Bundeswehr nicht verantwortlich machen. Vielleicht aber geht es andersrum: *Wir haben in den vergangenen Jahren anhand einer Wanderausstellung erlebt, wie einige die Millionen deutscher Soldaten des Zweiten Weltkrieges mit den Verbrechern in braunen, schwarzen und feldgrauen Uniformen in einen Topf geworfen haben. Dergleichen linksextreme Meinungen sind nicht verboten, sie sind gleichwohl gefährlich. Rechtsextreme Meinungen, wie zum Beispiel jahrelang von einigen Wortführern der Vertriebenenverbände vorgetragen, sind auch nicht verboten, aber sie sind gleichermaßen gefährlich.*

Die Nazis und die Alliierten waren *gleichermaßen* kritikwürdig, und eine Ausstellung über die Verbrechen der Vergangenheit ist ebenso gefährlich wie die Vorbereitung neuer Verbrechen. So spricht der ehemalige innere Führer, trotzdem aber wurde die Bundeswehr *von außen infiziert.* Schuldig sind *das tägliche Fernseherlebnis von gewalttätigen Rambos* und eine *von zunehmender Arbeitslosigkeit bedrängte und von wachsender Politikerverdrossenheit enttäuschte, ... durch ziellose, aber massive Einwanderungspolitik überforderte Gesell*schaft. Dieser messerscharfen Analyse war nun nichts mehr hinzuzufügen, und die Bundeswehr-Debatte wurde durch ein Machtwort des Herausgebers vorerst beendet.

Derweil aber debattierte es sich unverdrossen fort über die »Erklärung der Menschenpflichten«. Ein »Inter-Action Council«, bestehend aus zwei Dutzend ehemaliger Staats- oder Regierungschefs, hatte *nach jahrelanger Vorarbeit durch philosophische, geistliche und politische Führer* unterm Ehrenvorsitz Helmut Schmidts der Uno einen Text vorgelegt, der analog zur Erklärung der Menschenrechte nun auch die Menschenpflichten festlegen soll. Die »Zeit« dokumentierte exklusiv: *Art. 1. Jede Person ... hat die Pflicht, alle Menschen menschlich zu behandeln. Art. 2. Keine Person ... soll unmenschliches Verhalten unterstützen. Art. 3. Jeder Mensch hat die Pflicht, unter allen Umständen Gutes zu fördern und Böses zu meiden. Art. 4. Was du nicht willst, das man dir tu, das füg auch keinem andern* zu usw. bis Artikel zwölf und vierzehn, niemand dürfe lügen, auch die Presse nicht, und Artikel 16 und 18, niemand solle eine andere Person sexuell ausbeuten oder gar Kinder mißbrauchen. Den Einwand, sämtliche Artikel seien entweder Unsinn oder bereits in der Menschenrechtserklärung impliziert, wies Schmidt zurück. Sein Debattenbeitrag ähnelte dem Leserbrief eines Kleingärtners, der endlich aller Welt die Meinung geigt und dabei auch die Philosophie nicht länger halten kann, und beseitigte noch den letzten Zweifel am intellektuellen Kaliber dieses Herausgebers, der in die Kategorie der Wehrmachtsoffiziere fällt: *Wenn aber jedermann ausschließlich seine eigenen Rechte verfolgte und keinerlei Pflichten und Verantwortungen akzeptierte, dann kann (!) ein Volk und sein Staat - oder die Menschheit als ganze - in Feindschaften, in Konflikte und schließlich in Chaos verfallen. ... Heute können manche Wirtschaftsmanager keine sittliche Pflicht zur Schaffung von Arbeits- und Ausbildungsplätzen erkennen. Zunehmend hängen sie der Ideologie des Shareholder value an und setzen Aktienkurse und Dividenden an die Stelle von sittlichen Pflichten. Und umgekehrt (!)finden manche Menschen, die keinen Arbeitsplatz haben, ihre staatliche Alimentation plus ein bißchen Schwarzarbeit auskömmlich und jedenfalls bequemer und deshalb vorzuziehen (!) gegenüber der Last einer regulären Arbeitswoche. So* sieht's mal aus, und ungegeißelt kamen auch die *weitgehende permissive Erziehung,* die *rücksichtslos egoistische Selbstverwirklichung* sowie die *international tätigen elektronischen Medien* nicht davon, *welche Gefahr laufen, die Menschen weltweit mit einem Übermaß der Darstellung von Morden, Schießereien, Gewalttaten und Mißbrauch aller Arten zu vergiften.* Schmidt hat offenbar schon einen Decoder, auf *Mißbrauch aller Arten* jedenfalls wartet der gewöhnliche Gebührenzahler bislang vergeblich.

Beiträge von Carl Amery, Hans Küng und anderen folgten. Das Resümee zog diesmal die Gräfin selbst: Vielleicht könne *dieser Appell an ethische Werte dazu verhelfen, den Kapitalismus zu zivilisieren.* Wem die Empfindsamkeit fehlt, zwischen *Selbstsucht, Raffgier und Korruption* einerseits und gesundem Gewinnstreben andererseits zu unterscheiden, der muß es bedauern, daß die »Zeit«, das Zentralorgan des guten politischen Liberalismus, sich so weit von der bösen liberalen Partei entfernt hat. Und er wird nicht mit Dieckmann den *emanzipatorischen Verheißungen dieser Gesellschaft* nachtrauern, die *verfallen, wenn die nationale Politik immer mehr zur Magd der globalen Finanzwirtschaft degeneriert - zur* Magd degeneriert, jawohl -, sondern mit Westerwelle einig sein, es gebe erst dann neue Arbeitsplätze, wenn Ausbeutung sich wieder lohnt.

Während die meisten bürgerlichen Blätter den Sozialstaat längst für schädlich halten und - auch wenn sie die Parole von der sozialen Marktwirtschaft weiterhin benutzen - an seiner Zerstörung mitwirken, macht man sich in der »Zeit« weiterhin aufrichtige Sorgen um die soziale Gleichheit als Voraussetzung der Freiheit, um die Zukunft des Gemeinwesens und der *Obrigkeit, die sich die Gesellschaft gibt* (Theo Sommer). Bereits vor Jahrzehnten verkündete Lord Dahrendorf das Ende des sozialdemokratischen Zeitalters: Die gleichnamigen Parteien hätten zumindest dem westeuropäischen Arbeiter zu Eigenheim, Auto und Auslandsurlaub verholfen, ihn damit zum Kleinbürger befördert und sich selbst der angestammten Klientel beraubt. Nun, da diese sozialen Segnungen wieder einkassiert werden, darf man gespannt sein, ob Keynesianismus, institutionalisierter Klassenkampf und Mitbestimmung zurückkehren. Wohl nicht, prognostiziert Dahrendorfs neuester Beitrag zur Mutter aller Debatten. Immer weniger Arbeit erzeugt immer mehr Güter, die Löhne sinken, und Sir Ralf drückt uns *Portefeuilles von Tätigkeiten statt traditioneller Berufe* in die Hand. Nach der

Legitimierung im klassischen Sinn nichtproduktiver Tätigkeiten wird die Arbeitsgesellschaft zur Therapiegruppe, und die wenigen Einkommensbezieher müssen den Warenberg alleine konsumieren.

Die Legitimierung von Tätigkeit findet aber nur im Feuilleton statt, im wirklichen Leben wird Arbeit bezahlt. So abscheuliche Berufe wie Zuhälterei, Wirtschaftsmanagement oder Journalismus werden nicht ausgeübt, weil sie legitim oder nützlich wären, sondern weil es dafür Kohle gibt. Andererseits gilt Hausarbeit längst als legitim, trotzdem lebt von ihr nur, wer sie zu einem Gewerbe macht. Dahrendorfs Hilflosigkeit, die sich in so schönen Wörtern wie *Portefeuille* ausdrückt, resultiert aus der Weigerung, die ökonomische Grundlage der *offenen Gesellschaft* zu bedenken. Am Zwang, die eigene Haut zu Markte zu tragen, lobt der Liberale die Freiheit, sich dortselbst zu tummeln. Und wenn ihm diese Freiheit keiner mehr nachempfinden mag, kommt er uns mit Ethik. Der Witz aber, *der Witz der offenen Gesellschaft liegt gerade darin, daß sie viele Wege erlaubt, auch viele Kapitalismen.* Wer lacht mit?

Auch Ulrich Beck, der bekanntlich die derzeit gültige Moderne erfunden hat, rät den Bürgern, sich selbst einen Arbeitsplatz auszudenken und für die Gemeinschaft oder den Umweltschutz, jedenfalls aber für lau zu arbeiten. Neben den üblichen Betätigungsfeldern ehrenamtlicher Sozialfürsorge bestimmt er *Sterbehilfe* und, o weh, *Kunst und Kultur zum Gegenstand selbstorganisierter grundfinanzierter Bürgerarbeit.* Wer mitmacht, bekommt zwar auch nur den ohnehin fälligen Sozialhilfesatz aus der Gemeindekasse, darf die Stütze aber *Bürgergeld* nennen. Fehlt es ihm, um nützlich zu werden, an der nötigen Phantasie, so stellt Beck ihm einen *charismatischen Nachbarn* zur Seite, eine *Verbindung von Mutter Teresa und Bill Gates,* einen *pragmatischen Utopisten oder visionären Pragmatiker* nämlich den *Gemeinwohlunternehmer* Wer ist das?

Gemeinwohlunternehmer sind zugleich Gemeinde- und Gemeinschaftsunternehmer und obendrein *Freiwilligenunternehmer,* definiert Beck. Das heißt, sie sind gar keine Unternehmer, auch nicht im Dönhoffschen Sinne einer ethisch geläuterten Kapitalverwertung, sondern, wenn überhaupt irgendwas, umtriebige Vereinsmeier, die nicht zu Hause bleiben können. Sie sollen ihre Mitmenschen zu gemeinnütziger Tätigkeit beschwatzen, diese organisieren und bei *transnationalen Konzernen* anklopfen, um etwas *Sozialsponsoring* locker zu machen. Wenn die wirklichen Wirtschaftsunternehmen schon keine Steuern zahlen, meint Beck, können sie wenigstens einen freiwilligen Beitrag zur Finanzierung der *Bürgerarbeit* leisten und damit *soziales Kapital* schaffen, *den Arbeitsmarkt entlasten* und *die Seele der Demokratie beleben.*

So verwandelt sich das gerade von sozial engagierten Herzen gern verbreitete Vorurteil, nicht die Armut sei das eigentlich Schlimme an der Arbeitslosigkeit, sondern der unfreiwillige Müßiggang, in eine *politische Initiative.* Sie läßt sich auf den Appell reduzieren, Arbeitslose möchten doch der freiwilligen Feuerwehr beitreten. Wie *Gemeinwohlunternehmer* keine Unternehmer sind, so ist *Bürgerarbeit* keine Arbeit. Sie schafft keine verwertbaren Werte und hat mit der Ökonomie und dem Arbeitsmarkt nicht mehr zu tun als der Rotary Club oder ein Solibasar. Allerdings könnte sie bezahlte Arbeit ersetzen und es den Kommunen erlauben, reguläre Jobs zu streichen. Becks Idee ist also gefährlich: Wer ohne Not und Lohn eine Leistung erbringt, die andere sich mit Recht bezahlen lassen, handelt unsozial. Immerhin will Beck, im Gegensatz zu manchem Politiker, niemanden zwingen. Deshalb ist der ganze sprachliche und gedankliche Schrott ein vorbildlich liberaler Beitrag zu einer liberalen Debatte.

Vom Klassenkampf hat die »Zeit« seit je abgeraten. Obwohl die populärste Begründung seiner Schädlichkeit längst hinfällig ist, weil das Ausmaß der Entlassungen keinen Schluß auf den Zustand des Unternehmens mehr zuläßt, wäre nichts überflüssiger, als eine neue auszudenken. Karl Otto Hondrich tut's trotzdem: *Der Arbeiter, der seinen Arbeitsplatz durch Konkurrenz aus Korea oder Polen bedroht sieht, spürt, auch wenn er seinen Unternehmer verantwortlich macht, mit diesem eine Gemeinsamkeit des Druckes von außen. Unmerklich, im Bereich der Stimmungen, nicht in dem der Ideen, verliert der Klassenkonflikt seine Verve.* Das will er der SPD, die es weißgott nicht nötig hat, ins Wahlprogramm schreiben, ohne allerdings anzudeuten, im Reich der Inspirationen und Fiktionen wenigstens müsse der antagonistische Diskurs mit Schmackes fortgesetzt werden. Wahlen könne nur gewinnen, wer auf die nationale Tube drückt und die Kompetenz vortäuscht, unser *gemeinsames Problem* zu lösen. Ist es nicht eine ziemlich künstliche Bemühung, mit Leuten, die in Hamburger Pressehäusern sitzen oder im Frankfurter Soziologenturm, das Problem der Arbeitslosigkeit zu teilen, aber mit keinem Polen oder Koreaner? Daß dieses Problem manchem Einheimischen am Arsch vorbeigehen muß, wenn er seinen Kopf retten will, leuchtet dem Liberalen partout nicht ein. Gerade weil die Debatte so aussichtslos bleibt, dauert sie ewig.

Papst Johannes Paul II. habe in mehreren Enzykliken - und das sei dem *Philosophen aus Krakau* hoch anzurechnen - den Kapitalismus scharf kritisiert. Selbstredend. Amerikanische Publizisten, berichtete die »Zeit« nun, *haben mittlerweile Karl Marx entdeckt - als intelligenten Kritiker eines ungebändigten Kapitalismus.* Daß uns aber wenigstens diese Debatte erspart bleibt, dafür wird hoffentlich Roger de Weck sorgen. Weil, in seinen Worten, *die Rückkehr von Arbeitslosen in die Arbeitswelt wichtiger ist als der Besitzstand von Arbeitnehmern,* wird sich die Politik des Chefredakteurs demnächst wohl enger an die FDP schmiegen. Die industrielle Reservearmee, hätte Marx gesagt, ermögliche es den Kapitalisten, die Löhne zu senken. Und das ist eben etwas völlig anderes.

*Alle kursiven Passagen entstammen der »Zeit«

Konkret 02/98, S. 37

Robert Kurz

In der Tigerfalle

Der asiatische Kollaps und die Krise des Weltkapitals sind die Quittung für jahrzehntelange Luftgeschäfte und das horrende Exportdefizit der USA

Ex oriente lux, wieder einmal: Das »pazifische Jahrhundert« wurde ausgerufen, um die Krise der modernen Arbeitsgesellschaft zu bannen. Erst Japan, dann die vier kleinen Tiger (Südkorea, Taiwan, Hongkong, Singapur), dann die »Tiger der zweiten Generation« (Thailand, Indonesien, Malaysia, die Philippinen, Vietnam), dann China vor dem Jahrhundert des Drachen - Ostasien schien dem Kapitalismus einen Jungbrunnen zu bescheren. Das sind die Länder der ehemaligen 3. Welt, die »es geschafft« haben, behaupteten die Entwicklungstheoretiker. Mit Exportindustrialisierung und Weltmarktintegration haben sie alles richtig gemacht, dozierten die Neoliberalen. Aber nicht ohne staatliche Globalsteuerung! warnten die keynesianischen Nostalgiker der Regulationstheorie. Ein neues »konfuzianisches Gesicht« des Kapitalismus prophezeiten die postmodernen kulturalistischen Ideologen. Und einen fernöstlichen säkularen Schub der absoluten und relativen Mehrwertproduktion die Antikrisenfreaks des linksradikalen Politizismus. Mit einem Wort: »Ein Goldrausch wie einst in Kalifornien« (John Naisbitt). Die rauchenden Trümmer dieser Luftschlösser sind seit dem Oktober 1997 zu besichtigen. Und keiner schaut richtig hin. War da was?

An den pazifischen Blütenträumen war nur so viel richtig, daß sich in jene Gegend tatsächlich das Zentrum der kapitalistischen Entwicklung verlagert hat. Bloß handelte es sich nicht um ein neues weltregionales Terrain der realen Mehrwertproduktion, sondern um das Ballungszentrum einer »fiktiven Wertschöpfung«, die aus der strukturellen Überakkumulation des Weltkapitals hervorgegangen ist. Der virtuelle Zugriff auf eine irreale rentable Verausgabung von Arbeitskraft in der Zukunft zum Zwecke, eine aktuell weitergehende Akkumulation (trotz Schrumpfung der Wertsubstanz in der dritten industriellen Revolution) zu simulieren, ist zwar grundsätzlich in Form einer überdehnten Staats- und Privatverschuldung sowie als fiktive Steigerung von Vermögenswerten (Aktien und Immobilien) in allen Ländern der Welt mehr oder weniger stark entwickelt. Aber wie schon früher in der kapitalistischen Geschichte neue Entwicklungsphasen an der Oberfläche des Weltmarkts ihre besonderen »Lokomotiven« hatten, so auch die Erscheinungen der strukturellen Überakkumulation, deren globaler Schwerpunkt eben im pazifischen Becken liegt.

Die Titulierung der vermeintlichen goldenen Ära als »pazifisch« sagt schon, daß dazu zwei gehören, nämlich außer Ostasien auch die USA. Was sich in den letzten 15 Jahren in diesem Raum ökonomisch abgespielt hat, läßt sich überhaupt nur durch die spezifische Rolle der letzten Weltmacht erklären. Ganz im Gegensatz zur offiziellen neoliberalen Doktrin steht im Zentrum der US-Ökonomie ein gigantischer Militär-Keynesianismus von kapitalistisch unproduktiver Rüstungsindustrie und Omnipräsenz als imperiale »Weltpolizei«, was in den 80er Jahren unter Reagan zusätzlich das Totrüsten der konkurrierenden Sowjetunion einschloß. Da die Sparquote in den USA bis heute eine der niedrigsten (und umgekehrt die private Verschuldung die absolut und relativ höchste) der Welt ist, konnte die parasitäre »permanente Kriegswirtschaft« nur durch eine rapide staatliche Außenverschuldung finanziert werden. Die USA haben inzwischen eine monetäre Außenbilanz, die in ihrer Struktur derjenigen von Krisenländern der 3. Welt entspricht.

Während aber jedes andere Land durch gesteigerte Exporte Devisen verdienen muß, um ausländische Kredite aufnehmen und bezahlen zu können, verschulden sich die USA im Ausland durch Anleihen an ihrer eigenen Währung. Das geht nur deswegen, weil der Dollar immer noch die Funktion eines »Weltgeldes« als wichtigste globale Handels- und Reservewährung hat. Diese Funktion beruht jedoch im Unterschied zur frühen Nachkriegszeit nicht mehr darauf, daß die USA eine absolute Überlegenheit im globalen Kapital- und Warenexport besitzen. Statt dessen gilt gewissermaßen die Kriegsmaschine der USA als das »Gold« des Dollar: Das Gewicht der militärischen Schlagkraft ist an die Stelle der realen ökonomischen Substanz getreten. Damit hat ein im strengen Sinne »außerökonomischer Faktor« auf eine dem Gesetz des Kapitals selber zuwiderlaufende Weise eine zentrale Aufgabe des ökonomischen Systems übernommen.

Weil sie nicht mit Devisen bezahlen müssen, sondern nur mit der Anerkennung eines abstrakten und nicht real einlösbaren Anspruchs der Gläubiger auf ihren Nationalreichtum, können die USA das vom Ausland geliehene Geldkapital gewissermaßen doppelt ausgeben: Einmal finanzieren sie damit ihre Rüstung, und zum anderen importieren sie eine viel größere Masse von Waren, als sie exportieren können (und zwar über einen langen Zeitraum hinweg). Mit anderen Worten: Der Gegenwert für das riesige akkumulierte Handelsdefizit ist in Wirklichkeit schon längst verbraucht und schwimmt in Form von Flugzeugträgern auf den Weltmeeren herum oder wurde in den Weltraum geschossen. Auf diese Weise sind die USA zum »schwarzen Loch« der globalen Ökonomie geworden: Sie saugen gleichzeitig das Geldkapital und die Warenströme der ganzen Welt an, bezahlen jedoch faktisch weder das eine noch das andere.

Gerade diese paradoxe Außenverschuldung der USA in ihrer eigenen Währung dient seit Mitte der 80er Jahre als Treibstoff der Weltwirtschaft. Mittlerweile haben nahezu sämtliche Weltregionen Exportüberschüsse gegenüber dem still vor sich hin fressenden Weltpolizisten aufgehäuft. Die gesamte Weltkonjunktur der letzten 10 bis 15 Jahre ist deshalb eine Scheinblüte

dieser Voodoo-Ökonomie. Und den Löwenanteil daran hat das vermeintliche ostasiatische Wunder: Über die »pazifische Einbahnstraße« rollen ungeheure reale Warenströme für den Konsum der USA, der einen Großteil der materiellen Ressourcen Asiens (und anderer Weltregionen) verbraucht. In die Gegenrichtung jedoch bewegt sich vergleichsweise nur ein Rinnsal von realen Gütern, hauptsächlich jedoch ein geisterhafter Strom von »fiktivem Kapital« der Schuldverschreibungen, auf denen die USA treuherzig bestätigen, daß sie tatsächlich alles verknuspert haben. Das bedeutet, daß die massive Verausgabung von Arbeitskraft durch Asiens Exportindustrialisierung keinerlei seriöse Grundlage besitzt und auch keine reale Mehrwertschöpfung darstellt. Es handelt sich um einen Prozeß, der sich selbst verzehrt und nichts als ein Gebirge von wertlosem Papier in den asiatischen (und anderen) Tresoren zurückläßt, an dem die Besitzer eine Zeitlang ihre kindische Freude haben und sich »reich rechnen« durften. In Wahrheit haben sie mehr als ein Jahrzehnt umsonst für den Weltmacht-Konsum der USA geschuftet.

Den Vorreiter dieser grotesken Entwicklung machte Japan. Bis Anfang der 80er Jahre noch in der zweiten Garnitur der Industriestaaten dümpelnd, kam die japanische Exportwalze keineswegs zufällig zusammen mit dem Beginn der »Reaganomics« auf Touren und schüttete Monat für Monat Nettoüberschüsse im Wert von mehreren Milliarden Dollar in das »schwarze Loch« der US-Defizitökonomie. Die papierenen Erlöse dieses Scheinbooms dienten aber nicht nur dazu, die US-Verschuldung durch permanenten Ankauf von Bonds zu finanzieren (damit bezahlten die Japaner im Grunde ihre eigenen Exporte), sondern wurden auch zum Ausgangspunkt eines beispiellosen Spekulations-Uberbaus bei Aktien und Immobilien in Japan selbst. Diese rasante fiktive Wertschöpfung wiederum finanzierte einerseits gewaltige High-Tech-Investitionen in der japanischen Endmontage, die für andere Industrieländer unbezahlbar waren; andererseits stieg Japan zum Großgläubiger nicht nur der USA, sondern der ganzen Welt auf Fast kein industrielles oder infrastrukturelles Großprojekt, an dem nicht bis heute japanische Investoren mit ihrem schier unerschöpflichen fiktiven Kapital maßgeblich beteiligt wären.

Anfang der 90er Jahre platzte die Blase. Der Nikkei-Index der Aktien krachte um über 50 Prozent herunter, die in absurde Höhen geschraubten Immobilienpreise noch tiefer. De facto wurden Geldvermögen in der Größenordnung von mehr als 30 Prozent des japanischen Sozialprodukts vernichtet. Dieser Zusammenbruch war (im Unterschied zum 87er-Crash der westlichen Aktienmärkte) nicht mehr durch neue Aktien- und Immobilien-Schwindeleien zu kaschieren (der Nikkei blieb im Keller und ist weiter gefallen), denn die fiktive Liquidität war ja realwirtschaftlich verbraucht bzw. auf abenteuerliche Weise weltweit verliehen und investiert worden. Aber die Katastrophe wurde zunächst einfach nicht realisiert, und es geschah, was so in keinem westlichen Land möglich gewesen wäre: Die »Nippon-AG« gründete unter Führung des Finanzministeriums und mit Hilfe informeller paternalistischer Strukturen diskrete Auffanggesellschaften, in denen die Banken ihre anschwellenden Massen fauler Kredite »parken« und jeweils rechtzeitig zum Ultimo vermeintlich saubere Bilanzen ausweisen konnten.

Aus Furcht vor einem von Japan ausgehenden Zusammenbruch des globalen Finanzsystems nahmen die westlichen Länder, mit den USA an der Spitze, diese kriminellen Praktiken der Täuschung wohlwollend hin. Damit nicht genug: Nicht nur das Platzen der Spekulationsblase wurde geleugnet, sondern das große Rad der fiktiven Wertschöpfung mit Hilfe eines neuen Tricks ungerührt weitergedreht. Die japanische Regierung ließ die Yen-Leitzinsen gegen Null tendieren. Bei US-Zinsen von mehr als 5 Prozent konnten also (allerdings unter hohem Wechselkursrisiko) durch Ausnutzen dieses Zinsgefälles und Anlage in US-Papieren mit Hilfe von Yen-Krediten zum Nulltarif neue Massen von Liquidität aus dem Nichts geschöpft werden, mit denen Japan weiter die Weltökonomie überschwemmte. Die japanische Schein-Liquidität auf der Basis von permanenten US-Schuldverschreibungen ohne reale Wertsubstanz wuchs also weiter und gebar immer neue Schein-Liquiditäten in zweiter, dritter und vierter Potenz.

Damit wurde die gesamte Weltwirtschaft gefüttert, besonders aber das asiatische Umfeld der japanischen Wundertüte. Die erste und zweite Generation der Tiger sowie China folgten Japans Spuren und ließen ebenfalls wachsende Warenströme über die »pazifische Einbahnstraße« in die aufnahmebereiten USA fließen. Im Unterschied zu Japan besaßen und besitzen die Tigerländer jedoch weder die Kapitalstärke noch das erforderliche Know-how, um ihre Exportwalze selbständig in Gang halten zu können. Bis heute beherrschen sie allesamt nur einen Bruchteil der Fertigungstiefe bei ihren aus dem Boden gestampften Exportindustrien (in krassem Gegensatz zur europäischen Industrialisierung des 19. Jahrhunderts, mit der ihre Entwicklung fälschlich gleichgesetzt wurde). Einen Großteil der Blaupausen, der Maschinen und der Produktkomponenten müssen sie importieren, vor allem aus Japan. Zwischen 50 und 90 Prozent der Exporterlöse gehen dafür drauf

Die kurzfristige und rein quantitative Exportorientierung führte zu einer ständigen Erweiterung der Produktion ohne ausreichende Steigerung der Produktivität. Der hohe Einsatz von Kapital wurde von einem ebenso hohen Einsatz von Arbeitskraft begleitet, ohne daß die Kapitalintensität wesentlich stieg. Nach dem Baukasten-System reihte sich Fabrik an Fabrik, es gab zu viele Erweiterungs-Investitionen und zu wenig Rationalisierungs-Investitionen. Um die quantitative Exportoffensive nicht mit zusätzlichen Kosten zu belasten, blieb auch der Ausbau der Infrastruktur relativ weit hinter den Produktionssteigerungen der Exportindustrialisierung zurück (ein teilweise auch schon in Japan selber virulentes Problem). Flugplätze, Seehäfen, Eisenbahnlinien, Kommunikationsnetze, Ausbildungs- und Wissenschaftssysteme usw. sind hoffnungslos überlastet, veraltet und unzureichend. Obwohl also auf wesentlich schwächeren Füßen stehend, schufen die

Tigerländer im Zuge ihrer vordergründigen Wachstumsschübe und Exporterfolge getreulich und im Eiltempo eine Nachbildung der japanischen Spekulationsblase: Von Thailand bis Singapur usw. explodierten die Aktien- und Immobilienpreise.

Mit dieser prekären Wachstumspolitik liefen die Tigerländer zielstrebig in eine Kosten- und Schuldenfalle. Die Abhängigkeit von Japan brachte ihnen wachsende absolute Handels- und Leistungsbilanzdefizite ein, die sie mit ihren Überschüssen gegenüber den USA bezahlen mußten. Auf diese Weise entstand parallel zum pazifischen Defizitkreislauf zwischen den USA und ganz Ostasien ein zweiter, sekundärer Defizitkreislauf innerhalb Ostasiens selbst. Schon bald begannen die Gewinne aus den Exporterlösen einzubrechen (1996 allein in Südkorea um 50 Prozent). Die Überschüsse gegenüber den USA konnten nicht beliebig gesteigert werden, weil sowohl die US-ökonomische Aufnahmefähigkeit als auch die technische und infrastrukturelle Output-Kapazität der Tigerländer an ihre Grenzen stieß. Der strategische Vorteil des Billiglohns schwand dahin, nachdem die mechanische Erweiterungspolitik die Arbeitsmärkte ausgeschöpft hatte. Und das Heruntermanipulieren der Wechselkurse für die Exportförderung schlug ebenfalls ins Gegenteil um, da im Zuge der rapide wachsenden Außenverschuldung internationales (vor allem japanisches) Geldkapital durch stabile (an den Dollar gebundene) Wechselkurse angelockt werden mußte. Inzwischen hatte aber der spekulative Boom zweistellige Wachstumsraten bis ins nächste Jahrhundert vorweggenommen, genauer: halluziniert.

In dieser Situation nahmen die großen internationalen Hedge-Fonds seit dem Frühsommer 1997 die künstliche Überbewertung sämtlicher an den Dollar gebundenen Tiger-Währungen wahr. Unter den spekulativen Attacken brachen zuerst der thailändische Baht, dann der südkoreanische Won und sukzessive sämtliche anderen südostasiatischen Währungen ein und befinden sich seither im freien Fall. Die Folge: Über Nacht explodierten die Dollar-Kreditkosten, und die Aktien- ebenso wie die Immobilienmärkte kollabierten. Im Unterschied zum japanischen Crash sieben Jahre zuvor können jedoch die riesigen Vermögensverluste in den Tigerstaaten nicht intern wegmanipuliert werden, weil sie sich auf externe Schulden beziehen. Damit wird nicht nur der ostasiatische Boom abrupt abgewürgt, sondern gleichzeitig ist ein vielleicht entscheidendes Kettenglied der pazifischen und globalen Defizitkreisläufe gerissen.

Die Konsequenzen werden sich im Laufe des Jahres 1998 zeigen. Mit dem irreversiblen Zusammenbruch der ins Leere gehenden Schein-Mehrwertproduktion in den Tigerländern wird dort die strukturelle Massenarbeitslosigkeit wie in der übrigen Welt Einzug halten. Nicht nur die Beschäftigung in den Exportindustrien selbst muß abschmelzen, sondern auch der vom aufgesattelten spekulativen Boom genährte Dienstleistungssektor. Aus und vorbei ist es auch mit dem angeblichen »konfuzianischen Kapitalismus« und sonstigen kulturalistischen sowie staatspaternalistischen Illusionen. Es gibt nur einen Kapitalismus, dessen wahre Machtinstanzen nun die soeben noch in falscher Selbstsicherheit auftrumpfenden Tigerstaaten an die Kandare nehmen. Schon jetzt regiert der IWF in Thailand und Südkorea kaum weniger forsch als in den afrikanischen Zusammenbruchsregionen.

Im Hintergrund lauert die noch gar nicht realisierte chinesische Krise, deren Dimension diejenige der Tiger bei weitem zu übertreffen verspricht. Denn in China geht die Schere zwischen dem (bei einer Gesamtbevölkerung von 1,2 Milliarden Menschen) winzigen Sektor der Exportindustrialisierung und der riesigen Binnenökonomie am weitesten auseinander. Eine beim gegenwärtigen Kurs unausweichliche volle Öffnung zum Weltmarkt und die entsprechende freie Konvertibilität der Währung läuft auf den Massenruin von Staatsindustrie und Landwirtschaft, den sozialen Kollaps und wahrscheinlich den Bürgerkrieg hinaus. Damit würde freilich mit unabsehbaren politisch-militärischen Konsequenzen ein »Problemfall« entstehen, in den auch kein IWF mehr hineinregieren kann, ohne sich gewaltig die Hände zu verbrennen.

Auch die Rückwirkungen der »asiatischen Grippe« auf die weltregionale und globale Konjunktur dürften wesentlich größer sein, als momentan zugegeben wird. Zwar hatten die hohen Wachstumsraten der Tigerländer absolut gesehen nie das bei knapp 3 Prozent dümpelnde Wachstum der Weltökonomie ankurbeln können, aber sie waren darin immerhin enthalten. Da die Exportindustrialisierung von der jetzt zusammengebrochenen Außenverschuldung abhängig war, wird sie auch durch den Verfall der Wechselkurse keinen entscheidenden Schub mehr erhalten, ganz abgesehen vom Kapazitätsproblem. Der tiefe Abschwung beim Import von Kapitalgütern trifft vor allem Japans, ohnehin angeschlagene, Konjunktur am schwersten, abgestuft aber auch die entsprechenden Exporte der USA und Europas. Schon werden die ersten großen Infrastruktur- bzw. industriellen Investitionsprojekte und die damit verbundenen Aufträge der Tigerländer storniert. Auch die vom spekulativen Boom angeheizte Luxusproduktion für die asiatischen Neureichen ist bereits eingebrochen. Damit deutet sich ein von Asien ausgehender deflationärer Krisenschub für die Weltökonomie an.

Entscheidend wird freilich die Auswirkung auf das entkoppelte System des fiktiven Kapitals sein, an dessen Tropf in der strukturellen Überakkumulation die kapitalistische Konjunktur längst hängt. Den lateinamerikanischen und ostmitteleuropäischen Musterschülern der Exportindustrialisierung droht dasselbe Schicksal wie den Tigerländern, weil ihre Pseudo-Aufschwünge nach ganz ähnlichen Mustern abliefen und teilweise noch schwachbrüstiger sind: Abwertung, Aktiencrash und allgemeiner Bankrott stehen auch hier ins Haus und haben im Gefolge der Asienkrise bereits angeklopft. Am schlimmsten steht es aber um das japanische Geldkapital, denn zu den unbewältigbar gewordenen faulen Krediten in seiner Binnenökonomie, die das Ausmaß des gesamten Sozialprodukts erreicht haben, kommt nun eine zweite, kaum

kleiner dimensionierte Abschreibungsmasse in den bankrotten Tigerländern hinzu. Die »Lizenz zum Gelddrucken« läuft aus, und der Zusammenbruch des gesamten japanischen Finanzsystems steht bevor, wie der ehemalige Tokioter McKinsey-Chef Kenichi Ohmae ohne Zögern festgestellt hat. Damit drohen aber nicht nur ein katastrophales Ende des großen pazifischen Defizitkreislaufs und der daraus folgende Crash der US-Finanzmärkte, sondern überhaupt eine fundamentale Krise der globalen Liquidität, die zu erheblichen Teilen von der japanischen Voodoo-Geldschöpfung abhängig ist.

Diese Krise mit anschließender Weltdepression, die nur den weit fortgeschrittenen globalen Verfall der realen Mehrwertproduktion exekutieren würde, kann nicht mehr so leicht weggesteckt werden wie die Schuldenkrise der 3. Welt in den 80er Jahren.

Konkret 02/98, S. 40

Jürgen Elsässer

In diesem Sinne - FDP im Kosovo

Eine Partei, die ein 10-Millionen-Mark-Loch in ihrer Wahlkampfkasse hat, kann nur noch mit Hilfe von CNN auf eine wirksame Kampagne im Entscheidungsjahr 1998 hoffen. CNN aber zieht nur im Falle von Krise und Krieg mit, also muß die FDP Krise und Krieg bieten. Kinkel als Peacemaker - das könnte gerade noch für 5 Prozent reichen.

Aber wo könnte Kinkel einen Werbefeldzug - in des Wortes doppelter Bedeutung - initiieren? Im Nahen Osten? Eher nicht. Anläßlich seines letzten Staatsbesuches bei Ex-Terrorist Arafat hat ihn die israelische Polizei vier Stunden lang in seinem eigenen Auto eingeschlossen - Sicherheitscheck. In Algerien? FIS-Aktivisten können

zwar von deutschem Boden aus bequem ihre Fedayin in Nordafrika dirigieren, mit Rücksicht auf die Euro-Partner in Paris ist jedoch Zurückhaltung geboten. Bosnien? Keine schlechte Idee nach dem bombigen Erfolg 1991/92. Aber dort wird dank Albright und Clinton seit neuestem nicht nur auf serbische, sondern auch auf kroatische Verdächtige geschossen, und sogar im Hauptquartier der moslemischen Armee fand eine große Razzia gegen Kriegsverbrecher statt.

Bleibt der Kosovo. Seit der Pleitegeier über dem Thomas-Dehler-Haus tiefer kreist, vergeht keine Woche, ohne daß Kinkel seine »Besorgnis« über die »unhaltbaren Zustände« in der serbischen Provinz artikuliert. Dort herrscht in der Tat Terror: Die »Befreiungsarmee Kosovo« (UCK) hat in den letzten zwei Jahren 50 Polizisten und Zivilisten ermordet, darunter 20 Albaner, die loyal zur serbischen Regierung standen. Aber Kinkels Klage gilt nicht dieser Gewalt, sondern dem zumindest in zivilisierten Staaten wie Frankreich und Großbritannien normalen Umstand, daß die Verkehrssprache im Kosovo die Landessprache - also Serbisch - ist Dabei toleriert Belgrad, daß die Separatismen ein paralleles Schul- und Bildungssystem aufgebaut haben, ist aus verständlichen Gründen allerdings nicht bereit, diesen Ethno-Quatsch auch noch zu finanzieren. Als die Studenten über Weihnachten in Pristina demonstrierten, um die serbische Regierung zum Nachgeben zu zwingen, hielt sich Milosevics Polizei demonstrativ zurück - doch die Skipetaren-IRA bombte weiter, erstmals auch in Mazedonien.

Zwar fordern mittlerweile alle Nato-Staaten, daß Belgrad mit den Kosovo-Albanern verhandelt. Doch nur die Bundesregierung bringt es fertig, ausschließlich die Serben zu kritisieren. Die Sezessionisten werden in Deutschland regelrecht gehätschelt: Die selbsternannte Exilregierung residiert in Bonn, Kinkel schleppt Möchtegern-Premier Bukoshi von einer Konferenz zur nächsten. Die USA ermahnten wenigstens die Studenten in Pristina zu strikter Gewaltfreiheit und wollen die UCK auf die Liste der weltweit zu bekämpfenden Terrorgruppen setzen. Nun haben die Sezessionisten für den 22. März illegale Wahlen angekündigt. »Auf dem Amselfeld tickt die Uhr«, überschrieb die »FAZ« diese Nachricht.

Konkret 02/98, S. 40

Horst Pankow

In diesem Sinne - Wir als Bundesrepublik

Deutschland war im Januar mal wieder in einer äußerst »bedrohlichen Situation«. Dies festzustellen kam jedenfalls der Bundesinnenminister Kanther angesichts des Erscheinens von knapp tausend kurdischen Flüchtlingen in Süditalien nicht umhin. Es sei nicht hinzunehmen, »daß die nächste verbrecherisch organisierte Wanderungsbewegung sich erneut in Deutschland abspielt«. Während manche noch über das »erneut« nachgrübelten, verschickte der Chef der deutschen Exekutive schon Dienstanweisungen an die europäischen Untergebenen: » Unter anderem verlangte er. daß die Türkei, Italien und Griechenland Häfen und Fähren weit stärker auf illegale Zuwanderung kontrollierten. ... verstärkte Straßenkontrollen in Italien. In der Türkei und Griechenland ... Ausreisekontrollen .... alle Länder bräuchten das gleiche Fingerabdrucksystem« (»FAZ«). Kanthers sozialdemokratischer Kettenhund Glogowski, Innenminister von Niedersachsen, assistierte mit der Drohung, bei Nichterfüllung das Schengener-Abkommen »auszusetzen«.

Das Gebelfer wurde südlich des Brenner so verstanden, wie es gemeint war Zunächst verwahrten sich die italienischen Medien gegen das »Diktat aus Bonn« und dessen »imperiale Arroganz«. Doch schon am 9. Januar waren Fernsehbilder schwerbewaffneter italienischer Marines zu sehen, die vor Albanien kurdische Flüchtlinge »aufgriffen«. Inzwischen hatten sich die Polizeichef‘s der EU in Rom auf einen »Maßnahmenkatalog« geeinigt - die deutschen Dienstanweisungen waren erfüllt.

In Wildbad Kreuth gestand Wolf Biermann derweil: »Mir macht meine Humanität Probleme.« CSU-Fraktionschef Glos inspirierten die Auslassungen der »imposanten Persönlichkeit« zu einer Art materialistischer Analyse: Es seien vor allem die »hohen Sozialleistungen« verantwortlich für das, was sein CDU-Kollege Teufel die »drohende Einwanderung von Kurden« nennt. Der Sozialdemokrat Freimut Duve hingegen hatte schon eine Woche zuvor im »Freitag« rechtliche Konsequenzen gefordert: » Wir sind ein Einwanderungsland. Als Bundesrepublik immer gewesen. « Doch im Überschwang unserer Großmut hätten »wir« eines vergessen: »Einwanderungsland heißt auch: präzise Definition der Einwanderungsberechtigten. « Daraus folge: » Wer akzeptiert, daß wir ein Einwanderungsland sind, muß auch Abschiebung akzeptieren. « Damit dies nicht ohne moralischen Zugewinn bleibe, beschwört Duve eine »ethische Falle«, in die »wir als Bundesrepublik« aufgrund »unser aller Auschwitz-Trauma« hineingetappt seien.

In einer Falle ganz anderer Art sitzen dagegen die in Italien angelangten Flüchtlinge. Aufdeutsches Verlangen wurden sie, gegen geltendes Recht, unter »strikte polizeiliche Bewachung« gestellt.

Konkret 02/98, S. 40

Michael Schilling

In diesem Sinne - Henkel, Fischer, Blüm

Olaf Henkel, der Präsident des Bundesverbands der deutschen Industrie (in apokryphen Schriften Das Kapital genannt), hat erklärt, die Koalition aus CDU/CSU und FDP müsse unbedingt die Bundestagswahlen gewinnen. Und er hat beklagt, daß Norbert Blüm »am Bonner Hof inzwischen totale Narrenfreiheit genießt«. Einer Regierung den Fortbestand wünschen und ihren dabei . unentbehrlichen Minister niedermachen - sieht so richtige Wahlhilfe aus?

So sieht sie aus. Um die Stimmen nämlich, die Henkel und die Mitglieder seiner Verbandes abgeben werden, muß Kohls Koalition nicht bangen. Sie braucht die Stimmen, die der Hofnarr beibringen kann, und die werden um so zahlreicher sein, je weniger Wähler im Minister für Arbeit und Soziales das Blümchen in Henkels Knopfloch sehen. Beglückt nahmen des Ministers Freunde denn auch Henkels Geschenk entgegen, das ihnen die günstige Gelegenheit bot, den »Tagesbefehlen der Unternehmer« lauthals den Gehorsam zu verweigern und sich als Opfer eines »unerträglichen Kesseltreibens« zu kostümieren.

Anders die Sozialdemokraten und die Grünen: Statt die unverdiente Chance wahrzunehmen, als Anwälte jener paar Verdammten, die da noch keinen Chauffeur haben, auf lau einen guten Eindruck zu schinden, jammerten sie herum, sie hätten dem BDI-Präsidenten doch gar keinen Anlaß geboten, vor ihnen zu warnen, und beteuerten ihre Harmlosigkeit, die sich bei Gerhard Schröder von selbst versteht und bei Joschka Fischer, der jetzt die drei grünen Bedingungen für eine rotgrüne Koalition vorgestellt hat, erst recht. Entscheidend, sagte der gefürchtete Umstürzler. seien erstens der Ausstieg aus der Atomenergie, zweitens eine neue Struktur der Energiewirtschaft und drittens eine ökologische Steuerreform. »Sonst«, drohte Fischer, »stehen wir als Partner nicht zur Verfügung. «

Es geht also um nichts? Keineswegs, so radikal sind die Grünen nicht. Ihre Vorsitzende Gunda Röstel sah Bedarf ihren Fraktionschef sanft zu korrigieren: Gemeint sei »nicht eine Radikalkur aber eine radikal neue Ausrichtung«. Es geht also um gar nichts. Und das werden sie auch kriegen.

Konkret 02/98, S. 41

Rayk Wieland

Lehrstück vom Einverständnis

»Seine Machwerke, in denen er unter anderem den deutschen Frontsoldaten beschimpft, zeugen von niedrigster Gesinnung.«

Verfügung des Reichsministeriums des Innern über die Ausbürgerung Brechts, 193 5

»Aber ich bin wohl der Meinung, daß die späte Lyrik des Herrn Brecht nur mit der Horst Wessels zu vergleichen ist.«

Dr. Heinrich von Brentano, Bundesaußenminister, 1957

Die Bundesrepublik führte drei Boykott-Kampagnen gegen den Kommunisten Bertolt Brecht: 1953 nach dem 17. Juni, 1956 nach dem Aufstand in Ungarn und 1961 nach dem Mauerbau - ohne Erfolg. Er war noch auffindbar nach der dritten und wurde in der Folgezeit zum wohl meistgespielten und -diskutierten deutschsprachigen Autor des Jahrhunderts. Die vierte Kampagne, die in diesen Tagen anläuft, könnte ihn indes zur Strecke bringen. Die Rede ist von den Feierlichkeiten aus Anlaß seines 100. Geburtstags. Eine unüberschaubare Kette von Gedenkveranstaltungen und TV-Programmen (»Alles was Brecht ist«), Tageszeitungs-Serien und Umfragen (»Mamor Stein und Eisen Brecht«) zieht und windet sich durch das gesamte sog. »Brecht-Jahr«; es stehen Staatsakte mit Edmund Stoiber und Roman Herzog sowie die Wiedereröffnung des Brecht-Hauses als »nationale Gedenkstätte« bevor.

Die Heimholung durch Heimsuchung widerfährt einem Mann, der wie kein anderer darauf bedacht war, nicht Teil des normalen Betrugsbetriebs zu werden; der sein Werk in großen Teilen explizit in den Dienst der Arbeiterbewegung stellte; der sich zu Stalin (immerhin: »verdienter Mörder des Volkes«) und zur DDR bekannte; der mit seiner Arbeit zu Gewalt und zum Umsturz der bestehenden Ordnung aufrief, der ein Theater ohne wissenschaftliche Weltanschauung und materialistische Dialektik nicht für möglich hielt - und der dies alles nicht hochnotkünstlich verklausuliert verlautbarte, sondern auf nicht dagewesene Weise unmißverständlich und geradezu tagespolitisch aussprach, aufschrieb, ausführte. Und sie, die Heimholung, geschieht zudem in einer Zeit, wo der Kommunismus das Ansehen eines toten Schweines hat, Schriftsteller aus der DDR, so sie nicht konvertierten, als Perverse gelten und, was das in dieser Logik Verrückteste ist, Brechts Werk selber künstlerisch, politisch und auch sozusagen menschlich-privat diskreditiert und komplett erledigt zu sein scheint.

Es wäre komisch, wenn es komisch wäre.

Es gibt Erklärungen, die derlei erklären möchten aus - a) der mißlichen Lage, in der sich Brecht seit seinem Tod befindet; b) der Abgetanheit seiner Ambitionen und dem historischen Abstand, der Werk und Wirken passabler macht; c) einer postmodernen Rezeptionskultur, die Brecht in fragmentierter Form aufgreift; d) dem Endsieg der Bourgeoisie, die nun, versöhnlich gestimmt, ihre Habe sichtet und konserviert; e) dem Parallel-Comeback des vergleichbaren Horst Wessel im Deutschen Haus; f) der herausragenden künstlerischen Bedeutung und Klassizität des Werks, dem das Politische nichts anhat, und nicht zuletzt g) dem Umstand, daß bei der Gauck-Behörde nichts gegen ihn vorliegt. Wie und warum auch immer - Brecht kehrt heim, jedoch nicht mit seinen Gedichten und Stücken, die niemand mehr so recht lesen und sehen will, und nicht mit seinen politischen Maximen, sondern als eine Art Weltautorität, die das auf nichts so sehr wie auf sein weltweites Ansehen bedachte Deutschland gern für sich reklamieren möchte. Sein »Abstieg in den Ruhm«, den er hat kommen sehen, dauert an.

Was ebenfalls noch andauern und wohl nie zu klären sein wird, sind die merkwürdigen und periodisch wiederkehrenden Diskussionen darüber, ob Brecht noch aktuell sei. Kein andrer Künstler existierte je, dessen Hinterlassenschaft beharrlicher mit diesem Anspruch konfrontiert wurde. Man liest sie, die anderen, alle oder liest sie nicht - nur Brecht ist außerdem noch aktuell oder eben nicht mehr. Dieser Aktualitäts-Fetisch hat eine gewisse Berechtigung in Brechts Schaffen selber, das in weiten Teilen der Aufklärung verpflichtet ist. Auf der einen Seite folgt es dem Postulat des Genusses und Vergnügens als höchstem Zweck der Kunst, auf der anderen dem marxistischen Programmgrundsatz der richtigen politischen Erkenntnis. Den Widerspruch zwischen beiden Seiten glaubte Brecht auflösen zu können, indem er das Lernen zum Genuß erhob. Die Kalamität aber, die sich hier ergibt, besteht nun gerade darin, daß das Publikum mit fortlaufender Kenntnisnahme der Stücke stets dasselbe lernt und so sukzessive den Genuß vermißt. Daher rührt die ominöse und weit verbreitete »Brecht-Müdigkeit«. Als Aufklärung tradiert, kommt Brechts Werk schon seit geraumer Zeit als Klischee bzw. Schlager über uns.

Brecht war sich dessen durchaus bewußt und veränderte - aktualisierte - seine Arbeiten beständig. Anders die Nachgeborenen, die Schar der Schüler und Adepten in Ost und West, welche die Ritualisierung des überkommenen Erbes

nach Kräften förderte und sein »eingreifendes Denken« in ein abgreifendes, wenn nicht abgreiferisches transformierte. Im gleichen Maße, wie das Interesse am Werk nachließ, wuchs das an Frauen- und Plagiatsangelegenheiten. Und, siehe, auch hier hatte Brecht Großartiges und Bahnbrechendes geleistet und jedenfalls genug, um Generationen feuilletonisierender Zwangsmoralapostel bis heute zu empören.

Daß Brecht nicht der bürgerlichen Einehe pflegte und eine beachtliche Zahl von Mitarbeiterinnen um sich versammelte, deren Zuarbeiten er nicht en detail und finanzamtlich auswies, bringt nicht nur den notorisch unbeschlagenen amerikanischen Literaturwissenschaftler John Fuegi in Rage und sogar vor Gericht, sondern auch den »junges Deutschland«-Kolumnisten Matthias Altenburg, der in Brecht (und Benn) »Textmaschinen der ersten Jahrhunderthälfte« erkennt: »An allen Hebeln standen Frauen.« Seinerzeit gab's, wie jeder der's wissen will weiß, überhaupt nur eingeschränkte Räume für Frauen, sich künstlerisch zu betätigen, und es ist alberner Männerfeminismus, da bloß Ausbeutung und Abhängigkeit zu konstatieren und nicht Produktions-Möglichkeiten.

Zu den noch nicht gebührend gewürdigten, ja bestrittenen Verdiensten Brechts zählt gleichfalls sein vorbildlich laxer Umgang mit »Fragen geistigen Eigentums« sowie die damit verbundene Geringschätzung der künstlerischen Original-Genialität. An der überlieferten Literatur hat er sich, wie gesagt werden kann, gut bedient; sein dramatisches Werk besteht überwiegend aus Bearbeitungen, heimlichen und offenen Übernahmen, was seit jeher schärfste Mißbilligung hervorgerufen hat, zuletzt bei Wiglaf Droste in der »Taz«, der Brecht, ein »Dieb der Gedanken anderer« zu sein, zieh. Ein Gedankendieb aber, was immer das sein soll, ist Brecht nie gewesen; er entlieh sich vielmehr Stoffe, Plots, Verse und Figurationen und versah diese mit durchaus eigenem und eigenwilligem Gedankenmaterial. Genau darin lag sein Talent und bestand seine Größe. Das Urheberrecht, eine temporäre Einrichtung des bürgerlichen Zeitalters, ist gewiß Bedingung der freien Künstlerexistenz. Ansonsten ist es allerdings überflüssig und ziemlich borniert, denn es belegt die Fortschreibung und Vergesellschaftung von Kunstwerken mit Bußgeld. Seine Tage sind ohnedies, dank Internet und Digitalisierung, gezählt - wie auch die jener Selbstverwerter und Eigenproduzenten, welche jetzt die Ambitionen des »Dramatikers für die Unterprima« (Droste) arrogant belächeln. Ob dereinst bei ihnen Gedanken zu holen sein werden, steht noch aus, auf manche Textvorlage aber wird man dann gern zurückgreifen.

Konkret 02/98, S. 42

Kunst & Gewerbe

Kau mich

Knusper, knusper, knäuschen, wer knuspert am europäischen Häuschen? Ein Oraltheologe aus Wittenberg: »An Demokratie kann man nicht nur lutschen, sondern muß daran kauen«, sagte Pfarrer Schorlemmer in der Adventszeit 1997 der »Zeit«-Reporterin Marlies Menge. Daran werden wir noch zu knabbern haben.

Sinnsuche

Großes bahnt sich an: Im Mai 2000 soll ein Zug mit 130 europäischen Dichtern sieben Wochen lang durch Portugal, Spanien, Frankreich, Belgien, die Niederlande, Deutschland, Polen, Litauen, Lettland, Estland und Rußland fahren. Zwischendurch sollen in zahlreichen Städten Lesungen und »Kulturfeste« veranstaltet werden; anschließend wird ein Lesebuch mit den Impressionen der Passagiere erscheinen *(Kursbuch Europa)*.

Ausgedacht haben sich die Sache Mitarbeiter der Literaturwerkstatt Pankow. Eberhard Diepgen, die Berliner Kulturverwaltung, der Europarat, Vertreter der Expo 2000 und die französische »Kommission zur Zelebrierung des Jahres 2000« unterstützen das Projekt. Einen »Test der Sinnsuche«, meldet dpa, stelle die Fahrt mit dem Sonderzug aus Pankow für Mati Sirkel dar, den Präsidenten des estnischen Schriftstellerverbandes: »Die Fahrt soll hinterfragen helfen, ob das vielbeschworene Zusammengehörigkeitsgefühl in Europa eigentlich einen Sinn macht.«

Es wird schon sowas sein. Und es gehört eine dichterische Ader dazu, wochenlanges Herumjuckeln und Picheln auf anderer Leute Kosten als Hinterfragen des Sinnmachens von Gefühlen zu umschreiben. Seit Cees Nooteboom seine berühmten *Reflexionen über das Reisen* angestellt hat, weiß man, was dabei herauskommt, wenn Dichter auf Reisen das Reisen bedichten: »Wer ständig reist, ist stets irgendwo anders - das gilt für einen selbst - und damit abwesend - das gilt für die anderen, die Freunde; denn für sich selbst ist man zwar >irgendwo anders< und damit auch irgendwo nicht, aber man ist auch ständig und immer irgendwo, nämlich« - aufgemerkt nun also! - »bei sich selbst« (Cees Nooteboom).

Die Kandidaten für die fidele Fahrt sollen 1999 national nominiert werden. Cees Nooteboom hat sein Reisenecessaire vermutlich bereits gepackt. Als heißester Favorit der deutschen Delegation wird schon jetzt ein kleiner dicker Dichter gehandelt, der immer dabei ist, wenn es etwas umsonst gibt. Ich will nicht zuviel verraten, aber er fängt mit Lutz an und hört mit Rathenow auf Rulla, rulla, rullala...

Fragestunde 1

»Wie stelle ich mir heute Hitler vor? Auf der Suche nach Jesus Christus?« - »Kann man die Bühne der Welt denken, und führt ein Weg zu dieser Bühne des Denkens?« - »Weiche tiefliegenden Erwartungen des Menschen - seine Telemanie und Telephobie - werden vorn Fernsehschirm retransliert (= übertragen)?« - »Kann Tod besiegbar sein, das was gewesen ist noch werden, Vergangenes aus der Vergänglichkeit entreißbar sein und im Gedächtnis irren, ewig und zeitlos?«

Lauter gute Fragen, die sich und uns auf Wunsch der Zeitschrift»Lettre International« »900 Persönlichkeiten aus aller Welt« gestellt haben. In einem »komplexen und zweistufigen Diskussionsprozeß« hat sich die Redaktion auf eine Preisfrage geeinigt: »Die Zukunft von der Vergangenheit befreien? Die Vergangenheit von der Zukunft befreien?« Für die richtige Antwort winken 50.000 Mark. Und wer hat den Käse zum Bahnhof gerollt?

Fragestunde 2

»Bis zu welchem Alter waren Sie unberührt?« - »Sie leben derzeit für einige Monate in New York. Haben Sie dort eine Freundin?« - »Wissen Sie, warum Sie auf Frauen um die 20 abonniert sind?« - »Brauchen Sie Tragik, um schreiben zu können?« - »Lernen Sie von einer Liebe für die nächste?«

Diese und andere schmierige Fragen stellte der »Stern«-Redakteur Sven Michaelsen dem Schriftsteller Robert Schneider *(Schlafes Bruder),* und Robert Schneider *(Schlafes Bruder)* nahm die Gelegenheit wahr, sich als reifer Kotzbrocken zu profilieren: »Natürlich gibt es Groupies«, gab er zu Protokoll. »Ani Anfang waren das diese nicht sehr attraktiven Damen nach der Menopause, die auch Aquarelle malen. Jetzt ist das Publikum unglaublich jung geworden, also 16- bis 25jährige. Ich habe aber ganz selten mit einem Mädchen nach einer Lesung geschlafen. Wenn ich ins Hotel zurückgehe, bin ich ganz erfüllt und beseelt. Der Liebesakt hat beim Lesen stattgefunden.«

Ach, der heiligste von unsern Trieben, warum quillt aus ihm die grimme Pein?

Eine Ehrung

In Anerkennung »seiner Verdienste für Rheinland-Pfalz und in Würdigung seiner Bürgernähe verbunden mit seinem pfälzischen Humor« ist der rheinland-pfälzische Ministerpräsidenten Kurt Beck (SPD) vom Ludwigshafener Karnevalsverein »Munnemer Göckel« und Vertretern der »närrischen Universität Gockelonien« zum »Dr. humoris cause« ernannt worden. Narhalla marsch.

Ein Appell

Vorbei die Zeit, als noch Gespenster umgingen in Europa. Jetzt gehen alle naselang neue Schlagworte durch Deutschland. »Ein neues Schlagwort geht durch Deutschland. >2 vor 2000< - der >Spiegel< hat es erfunden. Unternehmer und Gewerkschaften nehmen es auf. 1998 ist nur eine Kalenderzahl. Vorwärts ist 2 vor 2.000« erklärt Peter Boenisch Mitte Januar in der »Bild«-Zeitung. »>2 vor 2.000< sollte als Mahnung in jeder Amtsstube und in jedem Parteibüro an der Wand hängen. Zeitenwende. Machen wir was draus! «

Wird gemacht, Boenisch, alter Quatschmichl!

Bumbum

Um beim Thema zu bleiben: In der Wiesbadener Klaus Helbert Verlagsgesellschaft erscheint die Wochenzeitschrift »Blitz-Illu«, die unerschrocken Mißstände aufdeckt und Servicedienste leistet (»Heiße Schleck-Spiele!«, »Nässende After-Geschwüre durch verseuchtes Toiletten-Papier!«, »Spezial-Sex-Service für lüsterne Hausfrauen: Callboy-Ring der stark gebauten Neger-Hengste!«, »Von Blut-Krebs zerfressen - das schreckliche Leiden der 3jährigen Katja!«).Regelmäßig berichtet dort die »Naturvolk-Forscherin Dr. Susan Voegel 33)« über die »Sex-Bräuche fremder Völker«. Ende 1997 trieb sich die Forscherin angeblich an der EIfenbeinküste herum.

Und machte sich Notizen: »Ein unvorstellbares Gebrüll empfängt uns. Dutzende schwarze Eingeborene springen wie besessen auf dem Dorfplatz herum, trommeln sich auf Brust und Bauch, zeigen immer wieder in den Himmel! >Was ist denn in die gefahren?< frage ich Häuptling Bakabu. >Das sein Uga-AgaWächter<, erklärt er mit ernster Miene. >Passen auf, daß nix böse Geister kommen in Dorf, wenn Frauen und Männer machen Bumbum!<«

Den Rassisten, die schon immer geahnt haben, was im Busch ist, kommt die kesse Naturvolk-Forscherin bereitwillig entgegen: »Tatsächlich sehe ich jetzt zwischen den Hütten überall Paare, die sich hemmungslos dem Sex hingeben. Gierig fordernd sind ihre nackten Leiber miteinander verschlungen. Einige Neger reiben stöhnend ihre riesigen Lümmel zwischen den Brüsten ihrer Weiber. Andere wiederum probieren eine Körperöffnung nach der anderen aus. Und dazwischen liegen junge Buschweiber, die sich selbst streicheln, offensichtlich die Frauen der Uga-Aga-Wächter. ... >Und wenn Männer und Frauen nicht laut genug bei Bumbum stöhnen<, sagt Bakabu mit vor Angst aufgerissenen Augen, >kommen Geister in unser schönes Dorf und beißen Kriegern den Lümmel ab ... < Dabei zeigt er aufgeregt nach oben in den Buschhimmel. Ich muß innerlich total grinsen, als ich aufmerksam zuhöre, daß die Buschneger noch immer an Geister glauben. Tatschi nickt. >Darum brüllen die Krieger laut beim Bumbum. Damit Geister nicht böse sind!«<

Für den »Blitz-Illu«-Leser ist die Dritte Welt noch in Ordnung: Dumme, dauergeile Buschneger machen mit ihren Buschweibern stöhnend Bumbum und fürchten sich davor, daß ihnen böse Geister die riesigen Lümmel abbeißen.

»Leidenschaftliche Lustschreie gellen durch die Nacht. Plötzlich schlägt der Häuptling die große Trommel. >Jetzt Halbzeit<, schreit er uns zu. Tatsächlich: Die Burschen, die sich bis gerade mit ihren Weibern vergnügt haben, springen auf, während sich nun die anderen, die aufgepaßt haben, grunzend auf ihre Weiber stürzen, die schon gierig mit weit gespreizten Schenkeln auf sie warten ... «

Ob die Naturvolk-Forscherin Susan Voegel wohl ebenso wie Robert Schneider *(Schlafes Bruder)* Tragik braucht, um schreiben zu können? Das ist die Frage. Sachdienliche Hinweise wird die »Blitz-Illu«-Redaktion (Tel. 0611 - 76330, Fax 0611-7633263) sicherlich gerne entgegennehmen.

Gerhard Henschel

Die deutsche Einheit kommt! Doch nur / Im Geiste des Propheten Karl Marx und nur im Klassenkampf / Der Bauern und Proleten!

Wolf Biermann, 1965

Wenn der Schriftsteller Robert Schneider (»Schlafes Bruder«) noch einer Lesung ins Hotel zurückgeht, ist er iodesmal ganz erfüllt und beseelt. »Der eigentliche Liebesakt«, sagt Robert Schneider (»Schlafes Bruder«), »hat beim Lesen stattgefunden.« Wow. »Der Rest geht dann beim Duschen ab« (Hans Kantereit)

Mein Vaterland, mein Vaterland / Hat eine Hand aus Feuer / Hat eine Hand aus Schnee / Und wenn wir uns umarmen / Dann tut das Herz mir weh

---

Wolf Biermann, 1960

Augen zu und durch: Übel wird gegenwärtig dem sog. Bundespräsidenten der SPD, Wolfgang Thierse, in seinem Wahlkreis Berlin/Prenzlauer Berg mitgespielt. Dort ist ein Flugblatt mit der Forderung »Tötet Thierse!« im Umlauf. Der Staatsschutz ermittelt. Die PDS distanziert sich. Schon vor Jahren sollte der sympathische Ostpolitiker gekidnappt, zwangsrasiert und nur im Austausch gegen ein Glas Gurken wieder freigelassen werden

Hamburger Anthologie*

NACHTS

Wer denn von uns
Weiß noch von der Gerechtigkeit?

In Masken, fremde
Totengesichter, weiß, nein,
Von einem weißen Grau,
Das ich schon lange kenne.

Ich sah es,
Als ich nach Dresden fuhr, der Stadt,
Die ihr Gesicht verloren hat.
Unter den Trümmern
West das Vergessen.

Einmal Wähnte ich, glücklich *zu* sein: das Mal,
Das dein nasses Geschlecht hinterließ.

Viele sind, die schrieben Gedichte, wenn sie liebten. Wenige nur sind, die dichteten, wenn sie einen Schanker mit noch Hause brachten. Einen aber gibt's, der wähnte, darüber »glücklich zu sein«. Sein Name: Heinz Czechowski. Ort des Geschehens: »Wüste Mark Kolmen«, Heinzens neueste Lyrik. Zeit: »Nachts« - wo nicht nur alle Katzen grau sind. Sondern sogar »fremde / Totengesichter«. Nicht »weiß, nein, / Von einem weißen Grau«. Er sah es. In den Gesichtern einer Stadt, die ihr Gesicht verloren hat. Unter deren Trümmern das Vergessen »West«. Und nicht Ost. Wo einmal nicht keinmal, vielmehr »ein Mal« ist. Und zwar eines, das sich nicht gewaschen hat. Aber befeuchtet worden ist. Genäßt. Fragt sich bloß: Was hat das alles mit Gerechtigkeit zu tun?

* geiler Gedichte

Konkret 02/98, S. 44

Peter Fasel

»...sie durchaus zu vertilgen«

Obwohl er bereits im Jahre 1819 die Ausrottung der Juden propagierte, wird der Schriftsteller Hartwig von Hundt-Radowsky von Historikern gerne übersehen. Das hat er nicht verdient

Als Geburtsjahr des Hartwig von Hundt, der sich, angeblich aus Sympathie für die polnische Befreiungsbewegung, den Beinamen Radowsky zulegte, werden genannt: 1759, 1769 und (am wahrscheinlichsten) 1779. Geboren wurde Hundt, Sohn eines mecklenburgischen Landadeligen, auf dem Gut Schlieven bei Parchim. Von Schlieven wechselte Hundt 1803 auf das Gut Goldberg. Zwischen 1806 und 1809 absolvierte er an der Universität Helmstedt ein Studium der Rechte. Daneben begann Hundt zu schreiben. Sein erstes Buch, *Blüthen des Lebens,* eine Sammlung von Gedichten und Erzählungen, kam 1807 auf den Markt. 1810 übernahm Hundt in Parchim die Stelle eines Land- und Hofgerichtsadvokaten. 1813 gab er das geregelte Berufsleben wieder auf und lebte fortan als Literat und Journalist in verschiedenen Städten Mitteleuropas.

Vorerst zog es Hundt für zwei Jahre nach Berlin, wo er Umgang mit dem völkischen Scharfmacher und »Turnvater« Friedrich Ludwig Jahn sowie anderen Germanomanen pflegte. Die »Germanomanie« (Saul Ascher), eine Form der politischen, insbesondere der Kriegsromantik, strebte unter anderem die Gleichschaltung der christlichen Konfessionen in einer deutsch-völkischen Nationalkirche an. Man ersehnte »die goldene Zeit .... wo wir alle Ein Hirt und Eine Heerde werden sollen. Es giebt nur Einen einigen Gott und nur Eine Religion« (Hundt, *Judenschule,* 1822). Deutschland und die Deutschen beschrieben die Germanomanen unter Verwendung absurder Begriffe wie »Urstaat«, »Urvolk« und »Ursprache«. Die Germanomanen standen, auch in durchaus verschwörerischer Verbindung, gegen das napoleonische System und den preußischen Staat des aufgeklärten Absolutismus. Sie orientierten sich an Stand und Sippe, waren alt- und großdeutsch, heftig antisemitisch (»Wehe über die Juden ... «, hieß es beim Wartburgfest 1817), antifranzösisch und gegenrevolutionär. Eine »Volksfront von hinten« stellten sie dar - so formuliert es Peter Hacks -, einen rückwärtsgewandten, konformistischen Aufruhr, wobei sie, irritierend bisweilen, den Eindruck politischer Fortschrittlichkeit zu erwecken suchten.

Der teutomanischen Richtung kann Hundt durchaus zugerechnet werden. 1815 erschien *Harfe und Speer* (Leipzig), ein Hundtscher Zyklus antinapoleonischer, zwischen 1812 und 1814 entstandener Kriegsgedichte. Im gleichen Jahr wählte Hundt die Ortschaft Plagwitz bei Leipzig als neuen Wohnsitz. Der Berliner Boden war ihm vermutlich bereits zu heiß geworden. 1819 publizierte Hundt eine Arbeit gegen die preußische Zensurbehörde *(Über Herrn Regierungsrath Grävell's Werk ... und über Censur. Steindruck, Geistesdruck und andern Druck,* Leipzig). Ungefähr gleichzeitig versuchte er sich als Herausgeber eines Leipzig-Merseburger »Zeitblatts für Literatur und Politik«. Nach den ersten beiden Ausgaben wurde ihm die Redaktion aber wieder entzogen.

Um einer unmittelbar drohenden Verhaftung und Auslieferung an Preußen im Zuge der intensivierten »Demagogenverfolgung« zu entgehen, floh Hundt im Juli 1819 vorerst wahrscheinlich in den thüringischen Zwergstaat Schwarzburg-Sondershausen. Der Sondershausener Verleger Voigt brachte innerhalb kurzer Zeit drei selbständige Arbeiten Hundts heraus, bei denen jeweils Druckort und Verleger, einmal auch der Verfasser selbst pseudonym blieben: Die beiden Flugschriften *Über geheime Bündnisse und geheime Polizeyen* (die Hundt als »Friedrich Fürstentreu« publizieren ließ) sowie *Über die große preußische Verschwörung,* schließlich den berüchtigten *Judenspiegel.* Als Publikationsort dieser Schrift ist, nicht zufällig, Würzburg angegeben, also die Stadt, die wenige Monate zuvor Ausgangspunkt der »Hep-Hep«-Pogrome gewesen war. Ein anderer Verleger veröffentlichte gegen Ende 1819 (Hundt muß damals ständig am Schreiben gewesen sein) *Truthähnchen. Ein satyrisch-komischer Roman* (Merseburg 1820), eine mit antisemitischen Ausfällen verbundene Abrechnung mit dem Herausgeber des Blattes »Der Freimüthige«, für das Hundt 1817/18 Beiträge geliefert hatte.

Nach kürzeren Aufenthalten in Altenburg, Straßburg und Paris residierte Hundt seit 1820 im Schweizer Freistaat Appenzell-Außerrhoden. 1821/23 schrieb er dort die *Judenschule,* die den Höhepunkt seines fanatischen Judenhasses darstellt. Deren erstes Buch wurde in Reutlingen fast unverzüglich nachgedruckt. Wegen des in Cannstatt veröffentlichten *Neuen Judenspiegels* bezichtigten ihn 1828 Geistliche und Beamte des Kantons der Gottlosigkeit und Gotteslästerei, was bald darauf zur Ausweisung Hundts aus Appenzell führte. In den letzten Jahren seines Lebens, die er weiterhin in der Schweiz verbrachte, publizierte Hundt-Radowsky noch mehrere, zum Teil umfangreiche Arbeiten. Seine ungeheuerlichen, von unverhohlener Mordlust gekennzeichneten Attacken gegen die Juden á la *Judenspiegel* und *Judenschule* hat er dabei nicht wiederholt. Im *Neuen Judenspiegel,* der längst keine so weite Verbreitung fand wie der Vorgänger, vollzog Hundt eine Abkehr von seinem Endziel, die Juden physisch zu eliminieren. Sein Bestreben richtete sich künftig >nur mehr< auf die Auslöschung des Judentums. In diesem Büchlein erkennt Hundt die grundsätzliche >Erziehbarkeit< der Juden an. Als Voraussetzung für ihre >Besserung< verlangt er von ihnen jedoch die vollständige Aufgabe ihrer Religion und Kultur. Die

repressiven Verhältnisse in den christlichen Staaten macht Hundt mitverantwortlich für den von ihm als Verworfenheit interpretierten Zustand der Juden. Wohl deshalb wurde die Schrift in Bayern konfisziert. Ein weiteres primär antijüdisches Buch Hundts, *Der Christenspiegel,* erschien 1830.

Hundt-Radowskys Spätwerk polemisiert im Sinne der Liberalen gegen die Heilige Allianz, eine Verschwörung despotischer Herrscher »gegen die Rechte und Freiheiten der Völker« *(Die Geissel,* Straßburg 1832). Er schreibt wider den Zarismus, den Staatskanzler Metternich, den preußischen König Friedrich Wilhelm III. sowie den »undeutschen«, weil feudalen statt volkstümlichen Bundestag. Hundt, empörte sich damals Graf Sedlnitzky gegenüber Metternich, übertreffe an schamloser Frechheit alles, was die zügellosen Druckerpressen bisher zutage gefördert hätten. Im zweibändigen *Polen und seine Revolution* (Stuttgart 1831), das eine Darstellung der russischen Politik gegenüber Polen unternimmt, plädiert Hundt für die Schaffung eines starken polnischen Staates auf Kosten Rußlands, als Bollwerk gegen das barbarische und expansive Zarenreich. Hundts aktueller Wunschtraum ist nun die Zerlegung Rußlands in seine ethnischen Einzelteile, wenigstens aber seine Aufteilung in mehrere voneinander unabhängige Staaten. Auch dieses Werk wurde zumindest in einigen Teilen Deutschlands verboten.

Hundts Flugschrift *Die Sieben Todsünden der Liberalen* (Burgdorf 1834) wirft den Schweizer (Links-)Liberalen unter anderem einen Mangel an Vaterlandsliebe und Gemeinsinn, Ämtersucht sowie Gleichgültigkeit gegen das Kriegswesen und die Landesverteidigung vor. 1835 erschien das autobiographisch gefärbte, ebenfalls mit antijüdischen Invektiven versehene *Wiechart oder Bruchstücke aus dem Leben eines alten Demagogen* (3 Bücher, Liestal). In Burgdorf nahe Bern, wo er einige Zeit den »Berner Volksfreund« leitete, ist Hundt im August 1835 gestorben.

Über die große preußische Verschwörung, über meine Verhältnisse zu den Verschworenen und über geheime Verbindungen im Allgemeinen, »Germanien« 1819, ist, ähnlich wie die demonstrativ maßvoll daherkommende Broschüre *Über geheime Bündnisse...* eine »Rechtfertigungsschrift«, mit der Hundt-Radowsky sich und die Germanomanen um den inhaftierten Jahn, diesen »rechtlichen, biedern Mann«, von aller Verantwortung für staatsfeindliche Umtriebe reinzuwaschen gedachte. »Das wahnsinnige Mährchen von der deutschen Verschwörung« will Hund widerlegen. Seine Beweislogik ist bedenklich, doch das kümmert ihn nicht. Er habe in Berlin zwar Jahn recht gut kennengelernt, den noch keinen näheren Kontakt zu den vermeintlichen Verschwörern unterhalten. Die meisten seien ihm ganz unbekannt. Liest man den Hacksschen Essay *Ascher gegen Jahn,* so kommt einem die Argumentation bekannt vor. Hundt weiß, angeblich, von nichts, er weiß aber genau, daß gar keine Verschwörungen stattgefunden haben, vielmehr »Eigennutz, Privathaß und andere niedere Leidenschaften die einzigen Beweggründe der geheimen Ankläger waren, die rechtlichsten Männer verdächtig zu machen«. Die Ankläger allesamt seien ein »schändliche(s) verworfene(s) Gezücht«, »Finsterlinge«, »Lumpengesindel, Schufte und Schelme«, die ganz »unschuldige Worte und Äußerungen« ihrem verworfenen Sinne entsprechend auslegten. Faktisch sind die Ankläger, wir werden Hundt bald besser kennen, nichts anderes als jüdisches Ungeziefer.

Die Ermordung des Dichters Kotzebue stellt Hundt als isolierte Einzeltat eines durch die enttäuschenden Verhältnisse nach den »Befreiungskriegen« in den Wahnsinn Getriebenen dar. Hundt kennt Sand nicht, weiß aber genau, daß er nur »ein religiöser mystischer Schwärmer« ist. Außerdem sei Kotzebue (den Hundt verabscheute) als Opfer ganz ungeeignet, da harmlos gewesen. Hundt weiß von nichts, er spricht aber von der Existenz einer nach Tausenden zählenden »Verbindung der Vernünftigen und Guten«, die selbstverständlich rein gesinnungsmäßig sei und keinesfalls mit Verschwörungen verwechselt werden dürfe. Diese Freiheitsfreunde hätten »einen eisernen Nacken und einen eisernen Willen, können sich nicht bücken, krümmen und schmiegen, sind Todfeinde aller Schmarotzer, Speichellecker und alles niedrigen Gewürms, das im Staube der Erde kriecht«. Das »Gewürm«, wir erfahren es bald, sind die Juden und ihre Helfershelfer.

Die obrigkeitliche Unterstellung, die »Demagogen« hätten die Revolution im Sinne, weist Hundt mit einiger Berechtigung zurück. Die antifranzösische Fronde aus napoleonischer Zeit jakobinisch? Welch absurde Behauptung! Unmöglich sei es, formuliert Hundt als Friedrich Fürstentreu, »daß einer der Angeschuldigten ... je an eine so thörichte Republikanisirung sollte gedacht haben«. Als Fortschrittler gibt Hundt-Radowsky sich gleichwohl, in den Folgejahren spielt er insbesondere den Streiter gegen religiösen, auch christlichen Aberglauben - an dem freilich allein die Juden schuld seien. Wie sich zeigen wird, steht bei Hundt zwischen 1819 und Mitte der zwanziger Jahre jede Kritik an den Verhältnissen im Dienste des Antisemitismus.

Ein Reaktionär der alten Schule ist Hundt zweifellos nicht gewesen. Seine häufig betont >progressiven<, mit Versatzstücken der Aufklärung und des Liberalismus garnierten Auslassungen waren natürlich in vieler Hinsicht taktisch motiviert bzw. schlicht verlogen. Schließlich besaß Hundt keinerlei Hemmungen, sich zum Anhänger unveräußerlicher Menschenrechte zu stilisieren und gleichwohl die Tötung der Juden und »Zigeuner« zu befürworten: Wer Mensch ist, bestimme ich! So konnte es geschehen, daß völkische Demagogen im frühen 19. Jahrhundert sich »des Gestenvorrats der wildesten Fortschrittsmännern (Hacks) bedienten, wovon ein aufmerksamer Zeitgenosse wie der jüdische Religionsphilosoph Saul Ascher sich weniger täuschen ließ als viele Historiker bis heute. Die Ascher »Germanomanen« taufte, gelten überwiegend ja noch immer als, eben, »Fortschrittsmännern, gute Demokraten. Daß deutsches

Nationalbewußtsein, entstanden in der Zeit der »Befreiungskriege« und den Jahren danach, auf Ausgrenzung und Ressentiment gründete, auf Feindseligkeit gegen Juden, Franzosen, sehr bald auch Engländer, Russen, erscheint hierzulande selten genug als Kardinalproblem der jüngeren europäischen Geschichte. Keine Frage, wie Hundt eingeordnet würde, wären seine schlimmsten antisemitischen Hetzschriften zufällig verschollen: als aufgeklärter, radikal-liberaler Geist zweifellos, der gegen das legitimistische Prinzip stand, wider die »ultrafeudalistischen Blindschleichen« (Hundt) und den religiösen Aberglauben kämpfte, für Bürgerrechte eintrat und eine liberale Verfassung und Volksvertretung unter Einbeziehung der unteren Stände verlangte. In Walther Killys *Literaturlexikon* (Band 6, München 1990) geht Hundt-Radowsky tatsächlich auch so schon als »engagierter Verfechter der bürgerlichen Freiheiten, Republikaner mit jakobinischer Tugendliebe« durch! (Der Publizist Ernst Münch, der Hundt persönlich erlebt hatte, hielt ihn dagegen 1837 in seinen Erinnerungen für »eine der gemeinsten Seelen, die mir jemals auf dem Lebenswege begegnet sind«, zynisch und korrupt bis in die Knochen.)

Bedeutsam ist Hartwig von Hundt-Radowsky vor allem, weil er ein ideales Bindeglied darstellt zwischen überkommener christlicher Judenfeindschaft und modernem rassistischen Antisemitismus. Hundt ist bereits Rassenantisemit (auch wenn er sich in seinen letzten Lebensjahren flexibler zeigte), ohne über einen >wissenschaftlichen(Begriff von Rasse überhaupt zu verfügen. Seine mörderischen Vorstellungen begründet Hundt noch primär aus der Religion. Der auf physische Vernichtung zielende Antisemitismus wächst bei Hundt aus dem christlichen Antijudaismus hervor, ist aber bereits für die ideologischen Bedürfnisse des neuen bürgerlich-kapitalistischen Zeitalters aktualisiert und systematisiert. Das gesamte Arsenal des modernen eliminatorischen Antisemitismus finden wir in den Texten Hundt-Radowskys schon versammelt.

Hundt führt die antisemitische Tradition der Luther, Eisenmenger, Fichte, Jahn, Arndt, Grattenauer, Rühs und Fries weiter in Richtung 20. Jahrhundert. Martin Luther sah die Juden als Geschöpfe des Teufels, Symbole des Urbösen, die in blinder Verstocktheit das wahre Evangelium nicht anerkennen wollen. »Kein blutdürstigeres und rachgierigeres Volk hat die Sonne je beschienen«, schreibt Luther über die Juden, die er auch »dürstige Bluthunde und Mörder der ganzen Christenheit mit vollem Willen« heißt. Nach Luther vergiften die Juden Wasser und Brunnen, stehlen und schlachten Christenkinder. Als angemessene Behandlung der verruchten Juden dachte der große Reformator sich folgendes aus: »Erstlich, daß man ihre Synagogen oder Schulen mit Feuer anstecke ... Zum zweiten: daß man ihre Häuser desgleichen verbrenne und zerstöre ... Zum dritten: daß man ihnen alle Betbüchlein und Talmudisten nehme ... Zum vierten: daß man ihren Rabbinern bei Leib und Leben verbiete, hinfort zu lehren ... Zum fünften: daß man den Juden das Geleit und Straße ganz und gar aufhebe ... Zum sechsten: daß man den Wucher verbiete und ihnen alle Barschaft und Kleinod an Silber und Gold nehme ... Zum siebten: daß man den jungen starken Juden und Jüdinnen in die Hand gebe Flegel, Axt, Karst, Spaten, Rocken, Spindel und lasse sie ihr Brot verdienen im Schweiße der Rasse, wie Adams Kindern aufgelegt ist.« Dies letztere, sofern man die Juden nicht überhaupt aus dem Lande treiben wolle.

Noch ganz im Geiste der mittelalterlichen Judenfeindschaft schuf Johann Andreas Eisenmenger (1654-1704), Professor in Heidelberg, mit dem voluminösen Werk *Entdecktes Judentum* (1700) ein vielgelesenes »Pogromhandbuch« (Hacks). Dem Philosophen Johann Gottlieb Fichte verkörperten die Juden ebenfalls den Antichrist, gleichzeitig ist sein Judenhaß aber bereits modernisiert. In der Gemeinschaft des phantasierten deutschen »Urvolks« bilden die Juden, so Fichte, einen mächtigen, feindlich gesinnten Staat im Staate, der eliminiert werden muß. Die Juden besitzen für Fichte einen unwandelbar-negativen Volkscharakter. Um sie zu ändern, könne man ihnen nur die Köpfe abschneiden und andere aufsetzen, »in denen nicht eine jüdische Idee sey«.

Für Friedrich Ludwig Jahn waren die Deutschen das einzig reinrassige und gleichsam naturgewollte Volk. Der Vorturner, nach dem noch heute zahlreiche Sportstätten und Straßen benannt sind, plädierte für planvoll-rassenmäßige Völkerzucht und eine »freigläubig einige Deutsche Kirche«. Der Dichter Ernst Moritz Arndt bezeichnete die Juden als »ein verdorbenes und entartetes Volk«, »Unheil und Pest unseres Volkes«. Er verlangte gleichfalls die Reinhaltung des »germanischen Stammes« von jeder Völkervermischung, die zur »Verbastardung« führen müsse.

Im *Judenspiegel* nennt Hundt-Radowsky sich »Grattenauer der Zweite«. Karl W E Grattenauer (1773-1838), Notar und Justizkommissär in Berlin, gehört zur Riege der frühen Rassenantisemiten. 1791 propagierte er die Zwangsaussiedlung der Juden: »Fort mit diesen Bastarden der Menschheit«. In seiner 1803 mehrmals aufgelegten Schrift *Wider die Juden* erklärte Grattenauer die Taufe von Juden für sinnlos, ja gefährlich, denn - Jude bleibe Jude. »Vergeblich«, so Grattenauer, sei »jede Hoffnung, daß sich der verderbliche, der bürgerlichen Gesellschaft höchst gefährliche, allen Völkern feindselige Geist des Judenthums je ändern ... wird.«

Friedrich Rühs, Professor der Geschichte in Berlin, verlangte 1816 die Rücknahme der Emanzipation, Sondergesetze gegen die Juden und ihre Kennzeichnung. Rühs war ein Schüler des Göttinger Historikers Christoph Meiners, der 1790 als einer der ersten Judenfeinde die jüdischen Verhaltensweisen auf unveränderliche rassische Anlagen, auf ihr »Blut«, zurückgeführt hatte (s. KONKRET 8/97). Der Heidelberger Philosophieprofessor Jakob Fries charakterisierte die Juden 1819 als international verflochtene Gemeinschaft »prellsüchtiger Trödler und Händler«, die eine große Gefahr für das Deutschtum in politischer, wirtschaftlicher und moralischer Hinsicht darstelle. Eine »Pest« und »Völkerkrankheit« sei das

Judentum, eine »Kaste«, die es mit »Stumpf und Stiehl« auszurotten gelte. Wollte ein Antisemit wie Rühs >gutwilligen< Juden noch die Taufe gestatten, so blieb diese Hintertür in die christliche Gesellschaft bei den radikalen Rassenantisemiten fest verschlossen. Ihr Ziel war nicht mehr allein die Auslöschung der jüdischen Religion und Kultur (auf welchen Standpunkt Hundt sich 1828 zurückziehen sollte), sondern die physische Vernichtung der jüdischen Menschen, mindestens aber ihre Vertreibung aus dem christlichen Europa.

Bald nach den »Hep-Hep«-Ausschreitungen (»Hep-Hep, Jud' verreck!«), die Anfang August 1819 in Würzburg begonnen hatten und sich wie ein Lauffeuer ausbreiteten, erschien Hundt-Radowskys *Judenspiegel,* ein Schand- und Sittengemälde alter und neuer Zeit, gedruckt angeblich von einem Würzburger Verleger mit dem passenden Namen Christian Schlagehart (nämlich die Juden). Der *Judenspiegel* fand weite Verbreitung, und das Gedächtnis an ihn blieb offenbar lange lebendig. In Bayern, Preußen und Sachsen wurde der *Judenspiegel* wegen Störung des Religionsfriedens verboten. Die Neuauflage erschien deshalb 1821 in Ulm. Die »Neckar-Zeitung« empfahl die Schrift. In Württemberg herrschte damals Pressefreiheit, aber auch in anderen Teilen Deutschlands war der *Judenspiegel* weiterhin ohne Schwierigkeiten erhältlich. So wurde er in Würzburg trotz des behördlichen Verbots offen in einer Buchhandlung verkauft. Während Hundt wenig später eine reguläre dritte Auflage vorbereitete, ließen interessierte Kreise den Text in Reutlingen noch einmal >schwarz< nachdrucken. Eine gekürzte Ausgabe kursierte ebenfalls. Unter dem geänderten, zeitgemäßeren Titel *Die Naturgeschichte der Juden* kam Hundts *Judenspiegel* 1848 in Wien als Neuausgabe wieder auf den Markt.

»Als Gott sein herrliches Bild, den Menschen schuf, wollte der Teufel ein Epigramm darauf machen, und fabrizirte einen Juden«, heißt es im *Judenspiegel.* Kein Volk der Welt habe sich »von jeher durch Bosheit und Rachgier, durch Feigheit, Hochmuth, Aberglauben, durch Wucher, Betrug und Diebstahl unangenehmer ausgezeichnet, als die Juden.« Immer sind die Juden, in all ihrer Verworfenheit und Nichtswürdigkeit, auf Versklavung und Zugrunderichtung der Christen aus. »Nicht allein das Fleisch der Christen wollen die Israeliten; nicht allein ihr Blut wollen sie aussaugen; auch ihre Seele wollen sie verschlingen.« Die biblische Geschichte, »die uns zur Richtschnur unseres Glaubens dienen muß«, bildet - in Hundts Interpretation - die Grundlage für die Herleitung der Verruchtheit und Verfluchtheit des jüdischen Volkes von Anbeginn und in alle Zukunft: Die Juden des Alten Testaments waren danach allesamt Schwerverbrecher, was maßgeblich sei für sämtliche Juden der Gegenwart. »Das waren die Stammväter der unter uns wandelnden und handelnden, wuchernden und schachernden Juden, die Stammväter unserer israelitischen Elegants, Aesthetiker und Dramaturgen, von denen die meisten, dem Ansehen nach, von Onan herstammen; die Stammväter der Land- und Betteljuden, die mit Krätze und Ungeziefer unsere Länder besetzen, wie ihre Vorfahren Egypten; die Stammväter der ehrlichen jüdischen Staatsbürger, die mit allen Mördern, Räubern, Dieben und Falschmünzern verkehren, immer gestohlenes Gut feil haben, und an jedem Verbrechen durch Rath und That, oder durch Mitwissenschaft und Verheimlichung Antheil nehmen; die Stammväter der großen Lieferanten, die nichts wünschen als Krieg, um für Lieferungen, die sie versprechen und nicht machen, ungeheure Summen sich bezahlen, und die unglücklichen christlichen Krieger verhungern und verschmachten zu lassen; die Stammväter endlich der vornehmen jüdischen Herren von und ohne von, die unsern Kaisern, Königen, Fürsten und Republiken zu hohen Zinsen das Geld anleihen, was sie und ihre Vorfahren den christlichen Staatsbürgern abgewuchert, gestohlen und geraubt haben.«

Alle Juden sind »Abrahams Saame«, unwandelbar von Anfang an ist der jüdische Volkscharakter. »Heimtückische lauernde Arglist, schmutziger Geiz und Wuchersinn, ein unbesieglicher Hang zu Betrügereien und Ränken, Neid, eitler Hochmuth, verbunden mit sklavischer, schmarotzender Kriecherei, Wollust, unerbittliche Rachgier und Grausamkeit, trotziges Prahlen im Glück und verzagte Feigheit im Unglück: dies waren und sind, und werden ewig die Grundbestandtheile des jüdischen Volkscharakters seyn. Hiezu kömmt noch ihr specifischer Geruch, den sie sich durch ihre unnatürlichen Laster, als ein Allen gemeinschaftliches Erbgut, erworben haben«. Hieraus ergibt sich die Forderung nach Rassereinheit (Hundt nennt es noch nicht so) mit Notwendigkeit. Kein Jude ist durch die Taufe zu ändern, keinem darf der Übertritt zum Christentum erlaubt werden. »Ein Jude kann nie besser werden, denn das wenige Gute was an ihm ist, wird schon bei der Beschneidung weggeschnitzt. Der Plan, die Israeliten mit den Christen zu verschmelzen, war also gewiß eine der lächerlichsten Thorheiten des aufgeklärten achtzehnten Jahrhunderts. Abrahams Saame hat noch mehr Erbsünden, als Erbgrind; dies wäre das einzige, was die Christen durch eine Verschmelzung oder Vereinigung mit ihm, gewinnen könnten.« Und: »Eine solche Annäherung oder Verschmelzung würde für jedes nichtjüdische Volk ein gänzliches physisches und sittliches Verderben zur Folge haben.«

»Die heiligsten Pflichten des Menschen«, so Hundt weiter, »verletzt der Jude ohne Scheu, wo es sein eigener oder der Vortheil seines Volkes fordert, wenn nur keine Strafe zu fürchten ist. Durch angestammte, nie zu befriedigende Habgier und Ränkesucht, durch unbesiegliche Feindschaft gegen die Christen, durch Aberglauben und religiöse Vorurtheile, durch Erziehung und böse Beispiele für alles wahrhaft Gute und Edle abgestumpft, sind Abrahams Kinder immer bereit, Anstifter, Theilnehmer, Beförderer und Hehler der abscheulichsten Verbrechen zu werden.« Der Antisemitismus, notieren Horkheimer und Adorno in der Dia*lektik der Aufklärung,* beruht auf pathischer Projektion: »Im Bild des Juden, das die Völkischen vor der Welt aufrichten, drücken sie ihr eigenes Wesen aus. Ihr Gelüste ist ausschließlicher Besitz, Aneignung,

Macht ohne Grenzen, um jeden Preis. ... Die völkischen Phantasien jüdischer Verbrechen, der Kindermorde und sadistischen Exzesse, der Völksvergiftung und internationalen Verschwörung definieren genau den antisemitischen Wunschtraum.«

Grenzenlos ist so die Schlechtigkeit der Juden. Auf mittelalterliche Ritualmordlegenden zurückgreifend, beschuldigt Hundt-Radowsky sie tatsächlich, Christenkinder zu schlachten, um deren Blut zu trinken. Auch würden die Juden immer wieder Christenkinder rauben und großziehen. Hätten Juden ganz ausnahmsweise einmal etwas geleistet, sei klar, »daß sie nicht von Abrahams Saamen stammten, sondern gestohlene Christenkinder oder Nachkommen solcher gestohlenen und im Judenthum aufgezogenen Unglücklichen waren«.

Kein Jude war, natürlich, Jesus. »Was Großes, Erhabenes und Göttliches an seinem Leben und seinen Handlungen war, das können die Juden, welche ihn verfolgten und kreuzigten, nicht für sich anführen.« Das >wahre< Christentum, basierend auf der Lehre Jesu, ist für Hundt unvereinbar mit den finsteren Lehren des Alten Testaments und in keiner Weise eine Fortsetzung der jüdischen Religion. Der geistig oder gar herkunftsmäßig vejudete Pfaffenstand, der diese Wahrheit nicht hätte anerkennen können, habe »die Welt verderbt«, schreibt Hundt 1830 im *Christenspiegel, wo* er seine diesbezüglichen Vorstellungen ausführlich dargelegt hat.

Im anbrechenden Zeitalter des Kapitalismus setzt der Antisemit die Juden »als pars pro toto für Zirkulation. ... Der anonyme Prozeß der Kapitalisierung verwandelt sich im falschen Bewußtsein in einen der jüdischen Machtübernahme« (Detlev Claussen). Durch ergaunertes Geld und ihre internationalen Verbindungen seien die Juden an die Schalthebel der Macht gelangt. Sie haben sich, so Hundt, »zu einem Wohlstande erhoben, der ihnen den wichtigsten Einfluß auf alle öffentlichen Angelegenheiten sichert. Mit ihrem ungeheuern Reichthum können sie ... die Welt aus ihrer Achse heben. Kaiser, Könige und Fürsten sitzen bei ihnen an der Kreide und in der Tinte; ganzen Nationen haben sie Geld zu hohen Zinsen geliehen ... In fast allen Haupt- und Handelsstädten der Welt haben sie ihre Wechselbänke, ihre Geldniederlagen und Waarenhäuser. Wo ein Krieg geführt werden soll, da sammeln sich die beschnittenen Vampyre ..., um für sich wucherische Prozente zu gewinnen. Daher kann man in Wahrheit sagen, daß die Juden Herren der Welt, und daß Kaiser und Könige ihnen dienstbar sind. Dieser Zustand ist um so gefahrdrohender, da kein Volk fester und inniger gegen alle übrige(n) Menschen zusammenhält, als die Juden. Der beschnittene Baron und der gemeine Schacherschmuel erkennen (unter sich) keinen Unterschied des Standes an, während die Christen durch tausenderlei politische und religiöse Vorurtheile immer mit einander entzweiet sind.«

Des weiteren: Kein Jude kann Staatsbürger sein, weil Juden geborene Verräter und Spione sind, die kein Vaterland anerkennen als ihr verlorenes Paradies, und nur ihresgleichen und das Geld lieben. Ohne Ehrgefühl, geleitet von Schachergeist, Habsucht und Geiz, lassen sich die Juden für jeden Verrat und jede Verschwörung gebrauchen, die ihnen ihre internationalen Verbindungen ermöglichen. Ehrlos und feige wie sie sind, taugen sie auch nicht als Krieger. Hundt vergleicht die Juden mit den »Zigeunern«, »Stammverwandten der Juden und Aegypter«, die man 60 oder 70 Jahre zuvor in manchen Gegenden des Reiches noch einfach (zu Recht, wie er meint) »wie Raubthiere todt geschossen« habe, obwohl sie doch weniger gefährlich seien als das »jüdische Ungeziefer«.

»Der Teufel ist barmherziger, als ein Jude.« Die jüdischen Kaufleute ruinieren ihre christlichen Konkurrenten, treiben sie planmäßig in den Ruin. Die Geldjuden haben nicht nur die christlichen Unternehmer und viele Regierungen in der Hand, sie bringen auch falsche oder verfälschte Münzen in Umlauf. Leben und Eigentum christlicher Staatsbürger sind ganz besonders durch die jüdischen Hausierer gefährdet, »die Spione ihrer reichen und vornehmen Glaubensbrüder; die Kundschafter, Anstifter, Theilnehmer und Hehler aller Diebes- und Räuberbanden; die Verführer der Dienstboten, denen sie das gestohlene Gut abschachern und verheimlichen helfen; die Störer und Vernichter alles christlichen Gewerbes und Handels«. Die jüdischen Fabrikherren und Handwerker richten ihre christlichen Arbeiter zugrunde und liefern bloß minderwertige Ware. Die sexuelle Verworfenheit der Juden schließlich bewirke, daß »die Sittlichkeit christlicher Jünglinge und Mädchen in den Häusern israelitischer Herrschaften weit mehr gefährdet (wird), als in offenbaren Bordellen. Dem ekelhaften Judengeschlechte sind die unnatürlichsten und schändlichsten Laster und Verbrechen immer die liebsten.«

Niemals besitzt ein »Israelit« schöpferische und originelle Begabungen, allenfalls zu gemeinem äffischen Nachahmen sind Juden imstande. Kein wahrer Künstler fand sich jemals unter ihnen. Zu höherem geistigen Wirken ist der Jude ebensowenig in der Lage, fehlt ihm hierfür doch der Verstand. Auswendig lernen und nachplappern wie ein Papagei, das ist alles, wozu ihn seine mentale Konstitution befähigt. Die jüdischen Ärzte sind Giftmischer, die um des Profits willen Christen ins Grab bringen, indem sie Arzneien verschlechtern und Verbrechern Gifte verkaufen. Auch der jüdische Buchhändler erlaubt sich, der Leser weiß es längst, alles, »was nur Schlimmes gedacht werden mag«: »den Nachdruck, und den Vertrieb nachgedruckter oder schändlicher Schriften; Verrath der Preßgeheimnisse, Verfälschungen und Unterschlagung der ihm zum Verlage überlassenen Handschriften; Bedrückungen und Betrügereien jeder Art gegen die Schriftsteller.«

Das »jüdische Ungeziefer«, daran läßt Hundt-Radowsky keinen Zweifel, muß restlos aus dem christlichen Volkskörper entfernt werden. Jedes Mittel ist dafür recht. Im letzten Kapitel des *Judenspiegel* macht Hundt Vorschläge zur

Judenbehandlung, deren Umsetzung ihm eine Art Minimallösung der Judenfrage darstellte:

· Man verkaufe die Juden als Sklaven an die Engländer (bald wird Hundt entdecken, daß die Engländer in ihrer großen Mehrheit selbst »weiße Juden« sind) oder schicke sie zur Zwangsarbeit in die Bergwerke (Juden hätten »ein herrliches Spürorgan für alle edeln Metalle und Steine«);

· man kastriere die männlichen Juden (»Alles Ungeziefer mehrt sich schnell, so auch Abrahams Saame«) und weise ihre Frauen und Töchter zur Abschreckung der Kundschaft in Bordelle ein.

»Am Besten«, stellt Hundt unmißverständlich klar, »wäre es jedoch, man reinigte das Land ganz von dem Ungeziefer.« Zwei Mittel gebe es hierfür. Entweder man bringe die Juden nach Abhaltung eines Tribunals (»ein peinliches Gericht«) um, oder man treibe sie, vollständig enteignet, auf türkisches Gebiet, wo sie in Kämpfen mit den Moslems »vielleicht ... ganz von der Erde vertilgt werden« könnten, ohne daß man sich selber die Finger schmutzig machen müsse.

Vollständig wurde das antisemitische System des Hartwig Hundt erst durch die Theorie vom »weißen Juden«, die er wenige Jahre darauf in der *Judenschule* entwarf. Der Titelkupfer dieser Arbeit zeigt eine >Judensau(, um deren Zitzen sich etliche Juden gierig drängen. Mit 1. 160 Seiten in drei Büchern ist der 1822/23 in Aarau (»Jerusalem«) publizierte Text *Die Judenschule, oder gründliche Anleitung, in kurzer Zeit ein vollkommener schwarzer oder weißer Jude zu werden,* eines der umfangreichsten antisemitischen Werke überhaupt. Gewidmet ist es ironisch dem Baron Rothschild in Paris, »dem Beschützer der Legitimität in Europa, dem Freunde aller illiberalen Künste«. Im ersten Band behandelt Hundt-Radowsky die Religion der »schwarzen« (also der tatsächlichen) Juden, wobei er sich explizit auf eine ganze Reihe antisemitischer Autoren beruft. Im zweiten Buch nimmt Hundt sich die Sitten und Gebräuche der »schwarzen Juden« vor. Der vererbte Charakter aller Juden sei unwandelbar, heißt es wieder. »Wer einen Juden tauft, der brennt der Sau nur ein anderes Zeichen auf den Hintern!« Die Juden bleiben gleich, was auch passiert, »bis sie endlich durch ein furchtbares Erdbeben von unten auf erschüttert und verschlungen werden«.

Der dritte Band der *Judenschule* ist den »weißen Juden« vorbehalten. »0, daß der Himmel einstürzte, und sie zerschmetterte«, verflucht sie Hundt, »daß die Erde sich aufthäte, und sie verschlänge, wann und wo es sie giebt oder jemals geben wird, diese herz- und gefühllosen Ungeheuer, diese nichtswürdigen Söhne Keturas!!« - Als weiße Juden verrechnet Hundt-Radowsky alle, die ihm oder vielleicht nur seinen Lesern unangenehm aufgefallen, aber keine Juden sind. Sie werden kurzerhand zu echten (keineswegs nur Geistes-)Juden erklärt, damit das Motto »Die Juden sind schuld« ausnahmslos seine Gültigkeit behalte. Das monomanische Weltbild erscheint nun wasserdicht. Hundt meint, einige Jahre lang, immer die Juden. Alle offenen wie latenten Aggressionen in der Gesellschaft sollen sich gegen die Juden richten. Hundts aberwitzige Konstruktion bringt es gleichwohl mit sich, daß grundsätzlich jeder Opfer werden kann, vollkommen unabhängig von seiner tatsächlichen Herkunft. Die Ausrottungspraxis, einmal in Gang gesetzt, bräuchte mit der Tötung der wirklichen Juden längst nicht ihr Ende zu finden.

Ist es Wahnsinn, so hat es doch Methode: Die weißen Juden sind von genau gleichem Wesen wie die schwarzen, auch sie sind Rassejuden. Ihre führenden Vertreter stammen direkt von Abraham und seiner zweiten Frau Ketura ab. Die kleineren weißen Juden hingegen sind unmittelbare Abkömmlinge Abrahams und seiner Mätressen. Die weißen Juden tummeln sich, wie könnte es anders sein, überall. »Gleich seinen schwarzen Brüdern und dem Unkraut im Evangelium ist Abrahams weisser Saame in der ganzen Welt zerstreuet. In den Palästen der Fürsten und Großen und in den Hütten der Bauern; in den Sälen der Richter und in den Studierstuben der Gelehrten; in den Häusern und Buden der Kaufleute und Krämer und in den Werkstätten der Künstler und Handwerker; auf den Schaubühnen und - auf den Kanzeln, kurz unter allen Klassen und Ständen findet man ihn. ... Das weisse Judenthum ist an keine kirchliche Formen und an keine Dogmatik gebunden. Es hat seine Bekenner unter allen Christen, Ketzern, Heiden und Götzendienern, ja sogar unter Magnaten, Aristokraten, Diplomaten, Patriarchen, Scholarchen, und anderen Aten und Archen soll es weisse Juden geben, und diese sollen gerade die schlimmsten sein.«

Wie dem schwarzen, so sind auch dem weißen Juden alle Mittel zur Erreichung seiner schändlichen Ziele recht. »Eide werden gebrochen, ganze Nationen in Jammer und Elend, in Blut und Thränen gestürzt, der Geschichte und dem Weltgerichte wird Trotz geboten und Hohn gelacht; wenn nur solcher unwürdiger Mauschel seine erhabenen Absichten erreichen kann.« Viele europäische Politiker sind dem Hundt weiße Juden. In England gehört gar die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung »zu Abrahams weissem Saamen«. Die Engländer, gekennzeichnet »durch ihren teuflischen Wuchergeist«, sind für Hundt »eins der grausamsten, hochmüthigsten und habgierigsten Völker der Welt«. Einer der größten weißen Juden war Napoleon. Als weitere führende weiße Juden gelten Hundt historische Gestalten wie Tiberius, Caligula, Claudius, Nero, Domitian, Augustus, Cromwell, Ludwig XIV, Richelieu und Mazarin. - Wo es möglicherweise gefährlich für ihn werden könnte, hütet sich Hundt geflissentlich, Namen zu nennen.

Oft sind die weißen Juden schlimmer noch als die schwarzen. Die gefährlichsten sitzen an den Königs- und Fürstenhöfen, wo sie indirekt, über die Kontrolle häufig gutchristlicher Staatsoberhäupter, ihre Herrschaft entfalten. Die weißen Juden

tragen die Schuld am Obskurantismus im Christentum, sie haben die Inquisition, das Feudalsystem, die Leibeigenschaft, die Ausrottung der Indianer, die Jesuiten, die Verfolgung der »Demagogen« usw. zu verantworten. Selbst Martin Luther erlag den jüdischen Prinzipien, als er sich, während des Bauernkrieges, als »sklavischer Despotenknecht« erwies. »Wenn Ihr«, spricht Hundt seine Leser an, »in ein Land kommt .... wo Ihr in den Händen der rüstigsten Männer und Jünglinge nur Schwerter und Waffen, in denen der Frauen, der Greise und Kinder nur Pflugscharren seht; wo Ihr viele bleiche, abgehärmte Gesichter, viele verkrüppelte Menschengestalten, in Lumpen gehüllt, wahrnehmt, die den Tod um Rettung anflehen; wo Ihr hört, daß der Herrscher sich wohl um seine Soldaten, Liturgien und Pfaffen, aber nicht um seine Bürger bekümmert, und daß Handel und Gewerbe, Ackerbau und Viehzucht durch unerschwingliche Auflagen erschwert und erdrückt werden; wo Ihr mehr Zöllner, als Kaufleute, mehr gemißhandelte, zu nützlicher Thätigkeit unfähig werdende Krieger, als frohe glückliche Landarbeiter und Städtebewohner erblickt, wo Ihr Buden und Märkte von Waaren, von Käufern und Verkäufern leer, die Wachstuben und Paradeplätze aber mit Waffen und buntgekleideten Puppen angefüllt findet; wo Ihr bemerkt, daß Einwohner und Fremde überall von Schergen und Aufpassern belauert werden, und daß man über öffentliche Angelegenheiten mehr durch Mienen und Seufzer, als durch Worte redet; wo Geistes- und Gedankenverkehr von Polizeispionen und Censoren gewaltsam gehemmt werden; wenn Ihr, sage ich, dies Alles, oder auch nur Etwas im Einzelnen davon findet; so fliehet das Land; denn es herrscht ein Sohn der Ketura darin. ... In einem Lande, wo Ihr den Arbeiter mit mißmuthigem, kummervollen Blick hinter dem Pfluge herschleichen seht; wo Ihr kein frohes Lied des Schnitters, sondern vielleicht nur hin und wieder einen andächtigen Bußpsalm oder dergleichen vernehmt; wo nirgend frohes Gelächter Euch in den Dörfern und auf Euren Wegen entgegen tönt; wo Ihr häufig gutes, brauchbares Land wahrnehmt, das weder zur Weide, noch zum Ackerbau benutzt wird; wo Euch auf den Landstraßen keine Fracht- und Waarenwagen, keine Kärrner, keine Handelsleute, aber wohl Gendarmen und arbeitslose Bettler begegnen ... ; wo Ihr in Städten und Dörfern häufig die zerbrochenen Fensterscheiben mit Papier beklebt oder gar mit ekelhaften Lumpen zugestopft findet; in einem solchen Lande, glaubt es mir sicherlich, in einem solchen Lande herrscht ein Sohn der Ketura entweder als Ober- oder als Untergott.« Alles Schlechte in der Welt ist von den Juden verschuldet, alles Negative fällt auf sie« zurück, muß von ihnen ausgebadet werden - das scheint des Hundtschen Progressismus einziger Zweck.

Alles spricht dafür, die Genese des rassistischen Antisemitismus schon zu Beginn und nicht erst in den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts anzusetzen. Die Rolle des Hartwig von Hundt-Radowsky bei dieser Entwicklung ist zentral. Bereits um 1820 überführte dieser Autor die Bruchstücke des traditionellen wie des neueren Judenhasses in ein geschlossenes, auf die Ausrottungspolitik der Nazis vorausweisendes ideologisches System. »In the early and middle years of the 19th century«, schreibt die *Encyclopaedia Judaica, »t*he most important battleground between Jews and their enemies was in Germany.« Keiner hat in diesem Zeitraum publizistisch so besessen daran gearbeitet, dieses »Schlachtfeld« in ein Schlachthaus zu verwandeln, wie Hartwig Hundt. Er ist damit zum Vater des modernen, eliminatorischen Antisemitismus in Deutschland geworden.

Kasten Seite 49

Peter Fasel

Die Hep-Hep-Ausschreitungen 1819

Die Herkunft des Hetzrufs »hep-hep« (bzw, »Hepp! Hepp!«) ist nicht völlig geklärt. Am plausibelsten scheint die Interpretation, dieser ähnele dem Zuruf der Viehtreiber, habe also in etwa die Bedeutung:)Verschwindet, Juden, wenn Ihr nicht erschlagen werden wollt, lauft davon, so schnell Ihr könnt!(Eine der antijüdischen Parolen lautete: »Hepp! Hepp! Hepp!!! Aller Juden Tod und Verderben / Ihr müßt fliehen oder sterben. «

Die judenfeindlichen Ausschreitungen entzündeten sich wesentlich an dem Konflikt um Status und Rechte der Juden. Im Vordergrund stand also die Emanzipationsfrage. Nach einer jahrelangen, insbesondere professoralen und zunftbürgerlichen Agitation wider die staatliche Politik schrittweiser Judenemanzipation, einer verstärkt sich gegen die Existenz der jüdischen Bevölkerung überhaupt richtenden Hetze, in einer Situation allgemein scharfer politischer und ökonomischer Spannungen zumal, war irgendwann die Zeit reif für den Umschlag der antijüdischen >Theorie< in die handfeste Praxis eines regelrechten Pogroms.

Die Unruhen begannen am 2. August 1819 in Würzburg, wo der liberale Professor Brendel, der sich wiederholt zugunsten der Juden geäußert hatte, von Studenten aus dem Hörsaal vertrieben wurde. In den Folgetagen demolierte ein wütender Mob aus Handwerkern, Geschäftsinhabern, Lehrlingen, Handlungsgehilfen, Tagelöhnern, »Gassenjungen« sowie einzelnen Studenten, Soldaten und Beamten die jüdischen Läden und Wohnungen, verfolgte die Juden und bedrohte sie mit dem Tode. Die 400 Würzburger Juden waren gezwungen, aus der Stadt zu flüchten, bis das Militär >Ruhe und Ordnung< einigermaßen wiederhergestellt hatten. Einer der Aufrührer und ein Soldat wurden erschossen.

Viele verstanden die Würzburger Ausschreitungen, wie Stefan Rohrbacher schreibt, »als ein Fanal zum Losschlagen gegen die Juden«. Vom Mainfränkischen weiteten sich die judenfeindlichen Unruhen in den Folgewochen auf zahlreiche andere Städte und kleinere Ortschaften aus. »Die Verfolgungswelle reichte im Norden bis Kopenhagen, im Osten bis Königsberg, Riga und Krakau, im Süden bis Wien und Graz. Im Westen machte sie, von Unruhen in Amsterdam und Straßburg abgesehen, vor der Rheingrenze halt. Die schlimmsten Heimsuchungen erlitten die Juden im Königreich Bayern, dem Großherzogtum Baden sowie in den freien Städten Hamburg und Frankfurt« (Helmut Berding).

»Alle Welt sagt, daß das Volk von den Kaufleuten bezahlt worden ist«, notierte der Dichter August Graf von Platen, damals Student an der Universität Würzburg. Auch andere hielten die Pogrome keineswegs für eine spontane Erhebung des Pöbels. Der Würzburger Stadtkommissar, der sie das Ergebnis »planmäßig angelegter Umtriebe« nannte, machte ebenfalls die christliche Kaufmannschaft als Rädelsführer aus. Der von Geschäftsleuten dominierte Magistrat empfing die in die Stadt zurückkehrenden Juden denn auch keineswegs mit offenen Armen, sondern versuchte, möglichst viele von ihnen auszuweisen. Noch mehrere Jahre blieb das politische Klima in Würzburg von einer rabiaten Judenfeindschaft geprägt. Anschläge und massive Drohungen gegen jüdische Einwohner und >Judenfreunde< waren keine Seltenheit. »Mit Feuer, Dolch und Schwert«, formulierte eine örtliche Geheimgesellschaft, »sind wir fest entschlossen, uns von dem jüdischen Ungeziefer zu reinigen. «

Neben dem konkreten Ziel, sich jüdische Konkurrenten vom Hals zu schaffen sowie der weitverbreiteten Tendenz, die Juden überhaupt für die Probleme der >neuen Zeit< verantwortlich zu machen, spielte der traditionelle, religiös geprägte Antijudaismus bei den Ausschreitungen eine Rolle. Vor allem in der ländlichen Bevölkerung und den städtischen Unterschichten bestimmte er das Negativbild vom >Juden< weiterhin maßgeblich mit.

Mit Pogromen wie der »Reichskristallnacht« von 1938 oder denen im Zarenreich des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts können die »Hep-Hep«- Unruhen nicht gleichgesetzt werden. Sie wurden keineswegs im Zusammenspiel mit den staatlichen Organen initiiert, auch wenn diese weniger aus Sympathie mit den Juden gegen die Aufwiegler vorgingen, sondern um die gefährdete Ordnung wiederherzustellen - manche Behördenvertreter witterten in den Krawallen den Auftakt einer Revolution. Die jüdischen Gemeinden mußten, was reines Glück bedeutet, keine Todesopfer beklagen. Eine jüdische Fluchtbewegung aus Deutschland hatten die Ausschreitungen ebenfalls nicht zur Folge. Sie blieben in Ausmaß und Ergebnis weit hinter dem zurück, was Hundt-Radowsky und andere extreme Antisemiten den Juden zugedacht hatten.

Konkret 02/98, S. 51

Stefan Ripplinger

Buch & Deckel

Jean-Martin Büttner: Sänger, Songs und triebhafte Rede. Rock als Erzählweise. Stroemfeld, Basel/Frankfurt a. M. 1997, 675 S., 68 Mark

Zu den am wenigsten gelungenen, wenngleich populärsten Teilen der Freudschen Lehre gehört die Rede von der »Sublimierung«. Schon Karl Kraus erkannte, daß diese Sorte Platonismus allzu gut in eine Gesellschaft paßt, die nichts, lieber sieht als die Verwandlung von Trieb in Anpassungsleistung. Im Zusammenspiel mit ihrem Gegenpart, der »Regression«, verflachte die Idee der Sublimierung, die schon bei Freud nicht gut ausgearbeitet war, bei seinen Epigonen; sie regredierte gewissermaßen auf das Vorurteil, das ihr zugrunde lag. Der konservativen Kulturkritik dient das Begriffspaar seither zur Diskriminierung des hüftbetonten Tanzens und anderer unverzichtbarer Errungenschaften. Mal soll ein entzückender Lärm, ein Pop oder Punk, nicht sublimiert genug sein, mal gilt er gar als »regressiv«. Diese Unglück stiftende Vergeistigung einer gründlichen Kritik zu unterziehen, wäre ein Verdienst. Der dissertierende Journalist Jean-Martin Büttner wollte es sich erwerben. Aber wo Kraus mit einer Randbemerkung sich begnügte, nimmt Büttner sich fast 700 Seiten heraus. Es gelingt ihm, auf diesen noch geschwätziger zu sein als Klaus Theweleit. Das ist, nebenbei, ein Verbrechen wider das Lustprinzip.

Aber in Kürze: Büttners Beispiel ist die Rockmusik. »Regression und Sublimation werden im Rock simultan verhandelt, die Regression erzählend durchgearbeitet.« Rock gilt ihm als besonders wertvoll. »Rock als Erzählweise ist der Versuch, Vernunft und Gefühl, Ordnung und Chaos, Kognition und Emotion ekstatisch zu versöhnen. Die Geschichten des Rock'n'Roll handeln von Zwängen und deren Überwindung; sie formulieren in Umkehrung zu Theodor Adorno den Wunsch, ein richtiges Leben zu führen im falschen.« Damit begründet heute der »Staatsidiot« (Kraus) dialektisch seine Zustimmung zum Ganzen. Nicht nur soll Regression ziemlich sublim und Rockmusik ein nicht verschreibungspflichtiges Heilmittel sein, gleich wird der ganze dazugehörige Lebensstil idyllisiert. Die Rolling Stones oder vielleicht sogar ihre Fans als Vorboten der Utopie? - Keine, für die ich eine Eintrittskarte lösen würde. So sympathisch Büttners Versuch ist, der konservativen Kulturkritik, samt ihrem frankfurtistischen Ableger, den Boden zu entziehen, so läppisch wird der Text, wenn er das hier und da noch Verfemte als kulturelle Höchstleistung preist. »Ekstase« scheint ohnehin ein bürgerlicher Begriff zu sein.

Dorothee Schmitz-Köster: Deutsche Mutter, bist du bereit... Alltag im Lebensborn. Aufbau Verlag, Berlin 1997, 245 S., 36 Mark

Die Lebensbom-Heime der Nazis sind Gegenstand der sadistischen Phantasie, sie gelten als äußerste Bizarrerie einer Welt, die mit Bizarrerien nicht geizte: Stupide SS-Männer zeugen mit blonden Dummchen fabrikmäßig Monster (ein Bild möglicherweise, das den Chor, der auf R J. Probys »Tainted Love« zu hören ist, dazu angeregt hat, sich »The Children of the Lebensborn« zu nennen). Man hätte sich schon denken können, daß die Wirklichkeit, wenngleich bizarr genug, wesentlich banaler aussah. Nach der Lektüre des Buches von Dorothee Schmitz-Köster bleibt das Bild von einer der Durchschnittshöllen (Nazi-)Deutschlands. Keine erzwungenen Befruchtungen, statt dessen gesellige Runden, Essen reichlich, alles sauber, sechsmal Windeln täglich, gesunde Kinder, glückliche Mütter.

Dieses neue Bild wird fast zwangsläufig durch die Methode Schmitz-Kösters erzeugt: In Gesprächen mit Lebensborn-Angestellten, -Müttern und -Kindern versucht sie, den Alltag einer Mustereinrichtung, »Heim Friesland« (Hohehorst bei Bremen), zu rekonstruieren. Und die Befragten können sich natürlich nur noch an eine karitative Organisation erinnern, eine, die ledigen Müttern Schutz bot. Nur da, wo die Autorin über die Interview-Aussagen hinausgeht, die Ziele des Instituts und seine Aktivitäten in den besetzten Gebieten beschreibt, wird deutlich, daß es Heinrich Himmler nicht aus Menschenfreundlichkeit ersonnen hat. Wenigstens 18.000 Kinder wurden in Lebensborn-Heimen geboren, davon allein 8.000 in Norwegen. Von den norwegischen Kindern versprach sich die SS eine »Aufhordung« des Altreiches; deutsche Soldaten ermunterte man, »mit norwegischen Frauen so viele Kinder wie möglich zu zeugen«. An Polen wurden >arisch anmutende< Kinder gewaltsam aus ihren Lebensverhältnissen herausgerissen, zwangskaserniert und immer wieder auf ihre >rassische Tauglichkeit< untersucht. ... Diejenigen, die man schließlich als >eindeutschungsfähig< eingestuft hatte, brachte man zuerst in Kinderheime in Polen, wo sie mit Gewalt >umerzogen< wurden und Deutsch lernen mußten, dann übernahm sie der Lebensborn. «

In Deutschland selbst akzeptierte der Lebensborn nur garantiert »arische« Schwangere. Dabei verließ sich die SS nicht allein auf den Abstammungsnachweis. Heinrich Himmler himself studierte ständig Berichte über seine Brut. Daß die für ihn Gebärenden selten Anstoß an den kultischen Namensgebungsfeiern nahmen, bei denen dem »neuen Erdenbürger« (Schmitz-Köster) ein SS-Dolch auf die Brust gelegt wurde, und noch heute nichts Schlechtes an dieser kontrolliert

rassistischen Aufzucht finden können, ist auch eine Information. Aber vielleicht keine, die besonders überrascht.

Werner Kofler: Üble Nachrede - Furcht und Unruhe. Rowohlt, Reinbek 1997, 78 S., 26 Mark

Es wird nicht nur zu wenig gehaßt, zu wenige verstehen sich darauf Eine Polemik ist keine Wirtshaus-Rempelei. Wer den Unterschied nicht kennt, ist mit der Witzseite der Tageszeitung gut bedient. Anspruchsvollere können ihren Haß nun mit Werner Kofler verfeinern, wenn auch nicht sublimieren, denn die Aggression wird je feiner desto heftiger. In *Üble Nachrede* hat der Schüler Thomas Bernhards den Umstand reflektiert, daß selbst das literarische Granteln gelegentlich ein juristisches Nachspiel hat, und einen eleganten Ausweg gewiesen: Mit Hilfe des Konjunktivs läßt sich beinahe alles sagen und zugleich der Eindruck erwecken, man habe es gar nicht gesagt. Koflers Meister der üblen Nachrede gibt also zu Protokoll: »Ich hätte geschrieben: Udo Jürgens, ein Kretin, Peter Alexander, ein Untermensch, nein, falsch, hätte ich gar nicht, Peter Alexander, ein Kretin, Udo Jürgens, ein Untermensch, so hätte ich es geschrieben; die Fidelen Mölltaler: In die Möll mit ihnen, die Zillertaler Schürzenjäger: An die Wand mit ihnen, an die Steilwand...«

All das und noch viel mehr hätte er geschrieben, wenn er nicht von unverschämt lärmenden Jugendlichen in seinem Haß gestört worden wäre. Hätte er aber das Robert-Musil-Stipendium erhalten, hätte er außerdem geschrieben: »Wie wenn nicht jeder schon einmal sein gewaltiges Glied in den Mund eines rumänischen Kleinkindes gesteckt hätte! « Das hätte er geschrieben, aber das Stipendium hat nun einmal Robert Schneider erhalten, über den er, wäre das Stipendium ihm, dem Meister der üblen Nachrede, zugesprochen worden, natürlich auch einiges zu bemerken gehabt hätte - wie über fast die gesamte Kultur-Schickeria Österreichs. Ein böser Spaß.

Konkret 02/98, S. 52

Georg Seeßlen

Mediopoly: die Sex-Variante

Wie und warum das Medium das Private öffentlich macht. Erster Teil eines Beitrags zum Streit über Pornographie im Fernsehen

I. Was bisher geschah

s gibt nichts Schöneres als den menschlichen Körper. Er ist nämlich, was wir waren und sind, was wir haben, was wir wollen und was wir können. Und er ist noch in dem, was wir über ihn hinaus wollen. Es gibt nichts Schöneres als die Sexualität. Sie ist kindliche Lust und artifizielles Schauspiel, reine Materialität und reine Spiritualität, Auflösung und Form in einem. Das Glück ist sexuell, selbst wenn es darin besteht, was darüber hinaus will. Und es gibt nichts Schöneres als Bilder, denn sie behandeln, was wir von der Welt haben und verstanden haben, was wir sie schon immer fragen und was wir ihr als Geheimnis lassen wollten, sie haben die Fähigkeit, weit nach draußen und tief nach drinnen zugleich zu führen. In jedem, auch dem schrecklichsten Bild, gibt es die Beziehung zwischen Ich, Zeichen und Welt; es ist schön, auch wenn es über sich selbst hinausgehen will.

Wie schön also müßten Bilder von menschlichen Körpern im Zustand des Gebens und Empfangens von sexueller Lust sein! Sind sie natürlich, wie wir wissen, nicht. Sondern im Gegenteil stets und vor allem in der Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft ein kulturelles Ärgernis, ein Schlüsselproblem, und einer jener Punkte, an denen immer wieder Aufklärung scheitern muß. Die »Debatten« zerfallen in liberale Geschwätzigkeit und hysterischen Fundamentalismus, sie drehen sich seit ungefähr 500 Jahren (etwa mit dem Beginn der Holzschnitt-Verbreitung in Mitteleuropa) immer schneller im Kreis. Und führen zu nichts außer der eigenen Beschleunigung.

Denn zum einen produziert diese Dreiheit von Körper, Lust und Bild ihre inneren Widersprüche. Ist nicht der Körper, indem er Bild wird, von seinem ursprünglichen Glück entfernt, schon sich selbst enteignet? Ist nicht der Widerspruch zwischen jener Vereinigung, die die beteiligten Menschenkörper vom Gesellschaftlichen enthebt, und jener Vervielfältigung, die dem Ritus und der Geschichte vorbehalten sind, unlösbar? Raubt nicht das Bild der Sexualität alles Einmalige, um es ins Heilige und ins Schmutzige aufzulösen? Und schafft nicht die Lust, wenn sie nicht im Mythos der Liebe aufgehoben ist, gleichsam aus sich selbst heraus eine Semiologie der Gewalt? Die Ambivalenz der Elemente, des Körpers, der Lust und des Bildes, tritt aneinander erst hervor. Das große Eine der lustvollen Körper löst sich in eine höchst komplizierte Grammatik des Begehrens auf, in die, so sind wir es gewöhnt, nur die Gesellschaft regelnd eingreifen kann. Weil das sexuelle Bild nie wirklich rational und moralisch aufzulösen ist, löst es immer zugleich Lust und Angst aus. Es generiert den Impuls der Zensur, durch den man einerseits auf die Gewalt im Bild durch eine Gewalt *gegen* das Bild reagieren mag, andererseits aber auch auf das dunkle Begehren, das man bei sich selber oder bei anderen nur unvollkommen kontrolliert sieht.

Gesellschaft organisiert immer mit der familiären Konstruktion der Macht auch die Sexualität und das, was von ihr gewußt werden kann; sie wird zugleich provoziert und bestätigt durch das verbotene Bild der Sexualität. (Und natürlich muß der unter die Konzernräuber gefallene Staat, der nur noch die Bereicherung schützen will, dankbar für eine gesellschaftliche Auseinandersetzung über Obszönität und Pornographie sein, weil er Schauspiele der moralischen Regulation in einer ökonomisch und kulturell deregulierten Gesellschaft bietet.)

Die Utopie der Schützer, vom päpstlichen Bann bis zum angewandten Dworkinismus, ist es, Sexualität (wenn schon) zu einem geschlossenen System zu machen, dessen Form, dessen Sprache, dessen Anspruch und dessen Schmerz nicht über es selbst hinausweisen. Wie jeder Fundamentalismus so strebt auch der moralisch-sexuelle die Widerspruchsfreiheit des Objekts seiner Angstlust an. Sie ist, wie wir wissen, nur durch Gewalt zu erhalten, selbst wenn die sich nicht zu Unrecht auch als Gegengewalt verstehen kann.

Allerdings scheint es, als sei Sexualität geradezu angelegt, um als offenes System beständig Unruhe nicht nur in den Individuen, sondern auch in den Gesellschaften zu erzeugen. Menschliche Sexualität will offenkundig immer über sich selbst hinaus, und daraus werden nicht nur zarte Liebesgedichte, frivole Modetorheiten und unendlich suggestive Sprach- und Bildwelten im Mainstream, sondern immer auch Traumbilder des Verbotenen, des Schauspiels, in dem das Begehren und das Begehrtwerden über ihre Kontrolle triumphieren. Und es gibt, gewiß nicht in direkter Abhängigkeit, aber auch in keinem Jenseits davon, das sexuelle Verbrechen. Wenn es auch keine eindeutig kausale Beziehung gibt zwischen dem Begehren, das über das geschlossene System hinausreicht, der Produktion von Phantasmen (privat) und Bildern (öffentlich) und schließlich dem sexuellen Verbrechen, so befindet sich doch alles auf einem Parcours.

Die Fundamentalistischsten der Fundamentalisten haben daher natürlich recht: Die Sünde beginnt mit der Existenz eines Spiegels, mit der Berührung des eigenen Körpers, sie beginnt damit, daß die Lust zur Utopie der verlorenen Einheit der

Körper einen Umweg über das Objekt nehmen muß. Sie haben recht darin, daß die Unschuld des Körpers nur in den Mauern zu behaupten ist, die die eigene Definitionsmacht um ihn zieht. Sie haben recht darin, daß die Welt ein Wahrnehmungskrieg ist, in dem es darum geht, den anderen, das andere zu durchschauen und selber nicht durchschaut zu werden. Daher greifen die Diskurse von Macht, Gewalt, Ausbeutung und Unterdrückung in das utopische Bild der sexuellen Körper über.

Der bekleidete Körper triumphiert moralisch, zivilisationsgeschichtlich und ökonomisch über den nackten, der Kolonialist über den nackten Wilden, der bekleidete Mann über die nackte (oder im Entkleidungsritual inszenierte) Frau, der Fabrikherr über die halbnackten Proletarier undsoweiter. Den Körper vor dem Blick des anderen zu verhüllen, hat also weniger mit »natürlicher Scham« zu tun als mit der Abwehr einer Semiotik der Macht. Doch freilich: Mit der Abwehr des unterdrückenden Blicks wendet sich die Unterdrückung auch nach innen. Die Verhüllung läßt auch den oder die sich Verhüllende das Paradies der Körperlichkeit verlieren. Gerade in der Semiologie der Verhüllung wird diese selbst in das Begehren eingeschrieben, unterwirft die ganze Welt einem System der Schuld, und an die Stelle des begehrten Körpers tritt das Zeichen des Begehrens, die Fetischisierung des Blicks, der manisch fixiert ist auf ein objekthaftes (»totes«) Äquivalent des Verbotenen. Die Verhüllung wird ihrerseits zum Bild des Körpers, weshalb der Kampf gegen das sexuelle Bild einer gegen Windmühlenflügel sein muß, denn kaum ist es an einer Stelle erfolgreich unterdrückt, taucht es in gewandelter Form an anderer Stelle wieder auf

Auch da geht es im Kreis herum: Maria, die Reinste der Frauen, wird ebenso schnell zur Wichsvorlage, wenn sie Bild geworden ist, wie gemarterte Heilige zu Angstlustphantasien, aber umgekehrt hat jedes Pin-up-Girl das Zeug zu einer Heiligen: Unser Begehren erniedrigt sie zum Objekt und erhöht sie zugleich zur Göttin. Der fetischisierte Blick distanziert und intimisiert also zugleich seinen »Gegenstand«, er will sehen und zugleich nicht wahrnehmen. »Mode« heißt nichts anderes, als dieses System ökonomisch und moralisch zu dynamisieren. So ist der Mensch in einen erotischen Film gehüllt, der seinen Prätext, seinen Text und seinen Subtext hat, seine offenen und geheimen Botschaften. Und diese können nur Bilder sein, die davon sprechen, wie mit Körpern, Lust und Begehren umzugehen sei, ohne mit der eigenen Innen- und Außenwelt in Konflikt zu geraten.

Um die Würde im sexualisierten Diskurs der Macht zu bewahren, mußte sich also der Körper als Bild entziehen. Er wurde dabei freilich auch als »Besitz« festgeschrieben. Also wird eine paradoxe zweite Befreiung notwendig. Auf die Verhüllung zum Zweck einer Abwehr des begehrenden Blickes und der Macht müßte die Sprengung des Panzers folgen, in den sich der Körper doppelt begeben hat. Aber die Voraussetzung dafür wäre die Bannung dieses Blicks des Begehrens auf andere Art. Denn der Schleier kann erst abgelegt werden, wenn es keinen lüsternen Blick darauf mehr gibt. Als bestünde die ganze moralische Dynamik der modernen Gesellschaften darin, die Schuld immer wieder nur vom Blick auf das Bild und dann wieder vom Bild auf den Blick zu verlagern.

In der klassischen patriarchalen Gesellschaft gibt es vor allem schamlose Bilder. Sie gilt es zu bekämpfen (und darin das eigene Begehren). In der post-patriarchalen Gesellschaft gibt es vor allem schamlose Blicke. Sie gilt es zu bekämpfen (und darin das eigene Begehren). In der feministischen Idee muß vor allem die Produktion der Bilder attackiert werden: »Die« Frau darf nicht Bild (also Objekt: das im Augenblick der Wahrnehmung Nicht-Symbiotische) werden. Der Post-Feminismus versucht, sich aus dieser Falle zu befreien, in der jedes eigene nicht-symbiotische Begehren (und ganz nebenbei die Autonomie von Wahrnehmung und Selbstwahrnehmung) gefangen bleibt, indem er die Autonomie in der (erotischen) Bildersprache selber einfordert. Madonna oder Annie Sprinkle gewinnen als Autorinnen ihres Bildes neue Freiheit. So entsteht eine, freilich prekäre weibliche Mythologie der Sexualität, die durchaus in das hineinreicht, was man bis vor kurzem hätte Pornographie nennen müssen. Aber eigentlich haben wir sowieso nie gewußt, ob die panischen gesellschaftlichen Allianzen gegen das pornographische Bild mehr der Furcht vor männlicher Gewalt über den weiblichen Körper gilt oder einer entfesselten, nicht mehr kontrollierbaren weiblichen Sexualität. Möglicherweise macht dies die Dynamik der Pornographie aus: daß sie nicht das eine oder das andere ist, sondern eine Bühne, auf der sich beides begegnet.

Einerseits sind die Welt und ihre Bilder unendlich suggestiv. Jedes Blatt im Wind, jede Welle im Meer ist neben vielem anderen ein erotisches Zeichen. Schnell wird es, in einem System der Macht und der Sprache, auch zum pornographischen. Was ist das Pornographische? Es gibt eine einzige richtige, die berühmte Antwort eines amerikanischen Richters: »I know it, when I see it.«

Das Pornographische ist Ausdruck der Macht, ein Bild aus der Maschinerie des Konsenses zu verbannen. Und es ist zugleich ein metaphorischer Konsens der Aufhebung widersprüchlicher Impulse von Sexualität, Macht und Ästhetik. Schon deshalb hilft nur eine rege Medienproduktion, in der die unlösbaren Widersprüche zwischen dem Verhüllen und der Befreiung, der barbarischen Sexualität und der bürgerlichen Liebe, der Lust und der Zivilisation wenigstens als Traum aufgehoben sind. Dort findet nicht nur eine Konstruktion paradiesischer, aber leider synthetischer Ersatzbilderwelten statt,

in denen es eine vollkommene Komplizenschaft zwischen Blick und Bild gibt, sondern auch eine »Verhandlung« über das, was in diesem Spiel akzeptabel ist und was nicht.

Die Frage ist zunächst: Wer darf was von wem sehen? Und wie darf er oder sie es? So wäre demnach möglicherweise die Sexualisierung des Blickes unter anderem ein Trick, den Diskurs zu moralisieren, der eigentlich die Wahrnehmungsstruktur des Menschen in der Gesellschaft im Innersten berührt Wir haben es, so scheint's, in unserer Geschichte noch nie mit einem Zensor zu tun gehabt, der nicht stets Sexualität und Politik zugleich meinte. Und tatsächlich ist ja die Sexualisierung dieser Frage auch wieder eine strategische. Der verbotene Blick ist einer, der

· den Blickenden und den Erblickten aus dem Bereich des Konsensuellen ausschließt (weshalb es bei Pornographie immer zugleich um Veröffentlichung und Reprivatisierung geht, weshalb die einfachste Definition von Pornographie diese wäre: Pornographie ist das, womit und wobei wir uns nicht erwischen lassen wollen);

· der den privilegierten und ritualisierten Blick illegitim nachahmt (den Blick des Arztes, den Blick des Feldherrn, den Blick des Priesters, den Blick der Mutter oder des Vaters, den Blick der Liebenden, den Blick des Kindes (auch das wäre eine einfache und paradoxe Definition von Pornographie: den Körper mit dem Blick des Kindes sehen, dem dieser Blick verboten sein soll);

· der den Körper als offenes System sieht, das Fließen der Säfte, die organischen Öffnungen wie Wunden (weshalb sich der Skandal des Sexuellen und der Skandal der Gewalt gerade dort im medialen Bild begegnen, wo es um die »Öffnung des Körpers« geht, der sich danach auch semiotisch nicht mehr schließen läßt);

· der ein ödipales Drama von Blick und Bild zugleich zitiert und attackiert. Wenn der erste »pornographische« Blick der auf den eigenen Körper ist, dann ist der zweite der auf die Körper der Eltern und der Blick durchs Schlüsselloch des elterlichen Schlafzimmers somit die »pornographische Urszene«, die sich in den mannigfachen Angeboten der sexualisierten Medien um so mehr wiederholen und differenzieren muß, als sie, die möglicherweise Sexualität allererst definiert als ein Geschehen, das auch jenseits der Symbiose stattfindet, sich entmythisiert und dabei virtualisiert, was vielleicht nur trivial, vielleicht nicht einmal existent ist. Ein ehelicher Beischlaf mag fünf, sechs Minuten dauern, durch die verschlossene Tür dauert er eine Nacht, und »Pornographie« - das ist eine ihrer zweitausend möglichen Definitionen - ist der Wunsch danach, daß er wirklich eine Nacht lang, mindestens, dauert.

Wenn es also wahr ist, daß wir die Pornographie - was immer wir gerade darunter verstehen - kritisieren müssen, weil sich in ihr Macht ausdrückt, so ist zu vermuten, daß in der Kritik selber wiederum Macht und Gewalt spuken. Begehren, Körper, Sexualität und Bild bilden selbst schon den Diskurs der Macht, auf den sich Gesellschaft neben der Regelung der Ökonomie zu stützen hat.

Got it? Die Offenheit des semantischen Systems Sexualität provoziert nicht nur gesellschaftliche und staatliche Macht, sondern generiert sie auch. Und zwar von seiner »Zelle«, der Familie aus. Denn Macht in der bürgerlichen Familie offenbart sich neben der Verfügungsgewalt über das mehr oder weniger virtuelle »Einkommen« in der Generierung des sexuellen Bildes. Mit anderen Worten: Die Anwesenheit eines Dritten, des Blickenden im Drama der Sexualität ist nicht so sehr der Störfall für ein geschlossenes System, sondern vielmehr konstituierend für die Dynamik der Körper und der Sexualität in der bürgerlichen Gesellschaft. Wären also möglicherweise der Körper und »seine« Sexualität nicht glücklich und zufrieden, wenn man sie von der leidigen Pflicht der Bild-Produktion entbinden würde (auch um den Preis, daß sie dann möglicherweise in wohliger Banalität versinken)? Oder wäre es umgekehrt nicht ungemein entspannend, das Bild einfach freizugeben und auf diese Weise Körper und Sexualität zu enthysterisieren? Nichts davon verspricht eine »Lösung«.

Sexualität gehört zu jenen Erfahrungswerten, über die man eigentlich nicht recht sprechen kann - und vielleicht gerade darum versucht ist, unendlich über sie zu schwätzen. Denn es gibt, anders als bei der Berechnung der ballistischen Kurve eines Projektils oder der Aufnahmefähigkeit des Marktes für die Gummibärchenproduktion, kein Kriterium, das außer ihrer selbst wäre. Anders gesagt: Wie krank muß uns jemand erscheinen, der versucht, Sexualität zu beschreiben, ohne zugleich sexuell zu sein, was eine der seltsamsten unter den Männerphantasien ist. Sexualität aber als »unberechenbar« und »geheimnisvoll« zu behandeln, hieße, sie aus den sozialen Diskursen zu bannen.

So wenig man also über Sexualität reden kann, es sei denn, man rede vor allem über sich selbst und lüge sich damit etwas zurecht, so sehr ist über das Bild der Sexualität zu sprechen. Aus dem Krieg der Regeln ist ein Krieg der Bilder geworden, auch hier. Eine sexuelle Moral im ursprünglichen Sinn kann es gar nicht mehr geben, denn eigentlich ist beinahe alles erlaubt (as *long* as *nobody gets hurt)* und zugleich beinahe alles verboten, weil keine sexuelle Minderheit diskriminiert werden darf, im Grunde aber jede Äußerung auch des bescheidensten sexuellen Impulses irgend jemanden verletzen kann. Paradoxerweise ist man in den neunziger Jahren in einer sexuellen Subkultur sicherer davor, Täter oder Opfer in einem moralischen Prozeß zu werden als im Mainstream, vorausgesetzt, man hält sich daran, sich als geschlossenes System darzustellen. Und weder die Liebe noch die Ökonomie als die zentralen Legitimationsmythen der bürgerlich-demokratischen Organisation von Sexualität haben sich als verläßliche Medien gegen das Verschwinden des Sexuellen aus

dem Mythos des Lebens nach dem Scheitern der »sexuellen Revolution« erwiesen. So mußte die Verhandlung über die Bilder an die Stelle einer Sache treten, die ihre Verhandlungsfähigkeit verloren hat.

Wesensmerkmal dieser Entwicklung ist die Utopielosigkeit und damit der Verlust einer Ästhetik des Sexuellen. Unentwegt können wir über das Verbotene und Verworfene, das Erlaubte und das Nützliche sprechen, keinen Augenblick aber über das Schöne. Es macht unserer Gesellschaft offensichtlich keine Probleme, wenn in der Zeit, in der nach landläufiger Meinung Kinder vor dem Fernseher sitzen, endlos darüber lamentiert wird, was alles schief gelaufen ist mit der Liebe und der Sexualität, während das lustvolle Stöhnen bei einem simulierten Beischlaf um Mitternacht allgemeine Empörung oder wenigstens einen Fachkongreß und ein paar Gutachten hervorruft. Denn offensichtlich geht es nicht so sehr darum, Sexualität in ein zivilisationsgeschichtliches Projekt zu überführen, ihr also den Dialog mit anderen Phantasien, dem Glück, der Freiheit, dem Frieden des »Make Love Not War« etc. zu verordnen, sondern vor allem darum, Sexualität in die lustvolle Veröffentlichung solcher Bilder zu verwandeln, die dem Markt zugänglich sind. Das kann keine grenzenlose Freiheit sein, ebensowenig eine allzu heftige Restriktion, sondern eine Art des kontrollierten und manipulierten Chaos, in dem es immer noch Raum für Skandale und Sensationen gibt und in dem die Ware verknappt werden kann, wenn entweder der Preis verfällt oder wenn ein Medium sich zu konsolidieren beginnt. Die ideale Gesellschaft dafür ist die, in der man an einer Ecke *Die Blechtrommel* wegen der Verbreitung von Kinderpornographie verbieten und an der anderen Ecke Thai-Teenie-Pornovideos kaufen kann.

Das Ideal des Mainstream-Fernsehens mag es sein, daß Menschen in ungebremstem Exhibitionismus sich als Wesen outen, die an der Sexualität gescheitert sind oder anderen Schmerzen zugefügt haben, während die Werbung als Gegenmittel Bilder des glücklichen, mythisch aufgehobenen Begehrens und der sexuellen Geborgenheit präsentiert. Unser Mainstream-Fernsehen: Der Gummimaskenmörder beichtet einer Frau, die auf Kommando heulen kann, oder einem Pfarrer, der wie Fliege guckt, seine Untaten, und dann kommt die Rama-Familie und ist so was von gesund und natürlich und lieb. Wir können getrost davon ausgehen, daß jeder und jede, der oder die über das sexuelle Bild des Körpers spricht, irgend etwas zu verkaufen beabsichtigt, das über dieses hinausgeht. Sahnebonbons, Deodorants, Sendeplätze oder Einflußsphären, Kirchen- oder Parteitage.

In der klassischen Form der Pornographie gab es einen distinkten Produktions- und einen Konsumtionsbereich. Der Produktionsbereich war in der Regel eine Parodie auf den Produktionsprozeß in der Gesellschaft; das Kapital und die Gewalt schufen ihre eigenen Formen der Ausbeutung und Unterdrückung. Das Porno-Business hatte seine Opfer - und hat sie in neuen und komplizierteren Formen natürlich auch noch heute - in Analogie zur industriellen Produktion überhaupt. Der Körper war das letzte, was der verelendete Mensch zu verkaufen hatte. Und auch wenn er nicht wollte, konnte man ihn dazu zwingen. Das niedere Kleinbürgertum war die Klasse, in der man gerade noch einmal dem Prostitutionsdruck entkommen war, ohne, wie im Proletariat, so etwas wie einen solidarischen Widerstand dagegen zu erfahren. Es mußte sich dabei gleichsam hyper-moralisieren und schuf, ganz nebenbei, die praktische Einrichtung der »Doppelmoral«, die bei näherem Hinsehen vielleicht sogar eine polyvalente Moral ist: Medien-Moral. Seit den siebziger Jahren beobachten wir indes, daß sich gerade diese Klasse auf ebenso hysterische Weise pornographisiert, wie sie sich vorher moralisiert hat. Sie versucht viel stärker als die scheinbar so avantgardistischen und revolutionären Vertreter der Gegenkultur der siebziger Jahre, in der »sexuellen Revolution« ihren Teil abzubekommen und lange Entbehrtes zumindest quantitav und symbolisch nachzuholen. Wirtschaftliche Not und Gewalt mochten in vielen Bereichen des Porno-Business noch eine Rolle spielen, in der Selbstpornographisierung der kleinbürgerlichen Klasse bedeutet sie nichts. Sie ist im Gegenteil Ausweis einer letzten Luxurität in den Vorstädten.

Ob die sexuelle Verschwörung der Pornographie noch funktioniert wie in den Mythen der patriarchalen Gesellschaft des neunzehnten und beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts, darf also tunlichst bezweifelt werden. »Pornographie« bezeichnet nur neben vielem anderen einen Ausdruck sexueller Gewalt und Ausbeutung, anders gesagt: Die heftige Re-Moralisierung der Produktion des sexuellen Bildes in den achtziger Jahren hat viel auch mit einer Selbstabsolution eines Kleinbürgertums zu tun, das sich im Jahrzehnt zuvor eine eigene sexuelle Revolution gegönnt hatte, in der Subjekt und Objekt sexueller Ausbeutung immerhin der gleichen Klasse angehörten.

Hinterhältigerweise nationalisierte sich im Anschluß daran das Modell sexueller Ausbeutung: Opfer der sexuellen Gewalt, die sich in der sexuellen Revolution des Kleinbürgertums offenkundig nicht auf die erwünschte Weise zugunsten nachbarschaftlicher Libertinage auflösen ließ, war nun (wohlgemerkt: im öffentlichen Diskurs) nicht mehr die Frau der niederen Klasse, sondern einerseits die Frau in und aus den Ländern der Dritten Welt, zum anderen das Kind als Bild der Schutzlosigkeit. Das heißt wohl: Die Konstruktion des Täter-Opfer-Systems hat sich von der Vertikalen in die Horizontale verlagert. Es hat sich dabei nicht nur entkonkretisiert, sondern auch entpolitisiert, die Ausbeutung in der sexuellen Okonomie hat wieder den Status einer naturgegebenen Sündhaftigkeit erreicht. Auf den Paroxysmus von Entkleidung und Lust folgte ein Paroxysmus der seelischen Entblößung, der öffentlichen Selbstanklage, und auf die Entwertung in der Hysterisierung des Körpers folgte die Entwertung in der Hysterisierung der sexuellen Biografie.

Konkret 02/98, S. 56

Karl Pawek

Sex sucks

Die PorNo-Kampagne der späten 80er hat gegen sexuelle Gewalt nichts ausgerichtet - aber der Zensur vortrefflich zugearbeitet. Da erscheint ein über 100 Jahre altes Buch plötzlich wieder sehr modern

»Wer den Anspruch erhebt, ein anständiger Kerl zu sein, von dem verlangen wir, daß er die Finger von der Pornographie läßt.«

Alice Schwarzer in KONKRET 2/88

Andrea Dworkins Pamphlet *PorNographie* hat Ende der 80er Jahre auch Klügere um den Verstand gebracht. Ein Freund und Genosse, erschüttert ob der eigenen Schlechtigkeit, vernichtete nach der Lektüre dieses Buches seine kleine Sammlung anregender Bilder und Texte und schwor, nie wieder eine Frau zu penetrieren. Jan Philipp Reemtsma wetterte in seiner Besprechung gegen Marcuse, Adorno, Sade und Konsorten, beschränkte sich aber im übrigen darauf, ehrfurchtsvoll aus Dworkins Strafpredigt zu zitieren und seinen Lesern ein wenig hilflos, doch zutiefst beeindruckt zu versichern: »Lesen Sie die Argumentation selbst nach; sie ist schlüssig« (KONKRET 1/8 1, S. 11).

Schlüssig freilich war die Argumentation nur für jene, deren linke Denkmuster auf konservativen Denkstrukturen beruhten. Der ungeheure Erfolg, der Einfluß auf die Gesetzgebung in den USA und Kanada, auf die Entstehung einer zuerst sexuellen, dann politischen Korrektheit, den Dworkins Buch gehabt hat, ist erklärbar nur aus seiner attraktiven Symbiose von Tradition, Feminismus und Schwachsinn. Dworkin und ihre zahlreichen Mitstreiter/innen boten nicht nur eine einfache Lösung des Gewaltproblems an (Verbot der Pornographie = Eliminierung sexueller Gewalt), sondern propagierten einen Feminismus, der Frauen ihren Opferstatus bewahrt, der also Einfluß und Unverantwortlichkeit auf das Wunderbarste verbindet.

In ihrem späten, hoffentlich nicht zu späten Versuch *Zur Verteidigung der Pornographie* beschreibt Nadine Strossen, Jura-Professorin und Präsidentin der American Civil Liberties Union, einige Folgen der Anti-Porno-Kampagne. Denn längst geht es nicht mehr um »Pornographie« allein, deren Vertrieb ja nicht erst seit Dworkin weltweit gesetzlich eingeschränkt ist, sondern um den noch vageren Tatbestand der sexuellen Belästigung.

Frau Prof. Stumhofer z. B. mußte gelegentlich in einem Seminarraum unterrichten, in dem neben anderen Bildern auch eine Reproduktion von Goyas »Maja Desnuda« hing. Da sich Frau Professor beim Anblick des Gemäldes unbehaglich fühlte, verlangte sie die Entfernung dieses und anderer sexuell nicht korrekter Bilder aus den Räumen der Universität. Die Dokumentation dieser Bilder in ihrer Beschwerde allerdings kam zwei Studenten zu Gesicht, die sich nun ihrerseits durch die Ansammlung unzüchtiger Kunst sexuell belästigt fühlten und Frau Stumhofer verklagten.

Prof. Graydon Snyder dagegen, Priester und Dozent am theologischen Seminar in Chicago, pflegt seit 30 Jahren seinen Studenten und Studentinnen eine Geschichte aus dem Talmud zu erzählen: Ein Mann fällt vom Dach und landet auf einer Frau, mit der er versehentlich geschlechtlich verkehrt. (Das theologische Problem besteht in der Frage, ob ein unbeabsichtigter Geschlechtsverkehr sündhaft ist.) Einer Studentin gefiel diese Geschichte gar nicht, sie klagte den Professor wegen sexueller Belästigung an. Snyder erhielt einen offiziellen Verweis, dessen Erteilung allen Studenten/Studentinnen und Dozenten/Dozentinnen schriftlich bestätigt wurde. Seither muß Snyder in Anwesenheit eines Seminarangestellten lehren, der die Vorlesungen zur Kontrolle auf Tonband mitschneidet.

Auch abstrakte Kunst kann im Zeitalter der sexuellen Korrektheit (früher nannte man das Viktorianismus oder Puritanismus) Ärgernis erregen. Marilyn French *(Der Krieg gegen die Frauen)* klagte, ohne ausgelacht zu werden: »Wenn ich durch die Museen und Kunstgalerien wandere (vor allem im Centre Pompidou in Paris), dann fühle ich mich durch die abstrakten Skulpturen des 20. Jahrhunderts beleidigt, da sie übertriebenen weiblichen Körperteilen ähneln, vor allem Brüsten.«

Die schönste Geschichte freilich widerfuhr Andrea Dworkin selbst. Zusammen mit ihrer Mitstreiterin Catharine MacKinnow hatte sie 1983 ein Anti-Pornographie-Gesetz entworfen, das zuerst im Stadtrat von Minneapolis verabschiedet und 1992 in das Kanadische Obszönitätsgesetz eingearbeitet wurde. Aufgrund dieses Gesetzes haben die kanadischen Behörden seither unzählige Bücher beschlagnahmt, darunter auch *PorNographie* von Andrea Dworkin.

Doch ist die ganze Angelegenheit so lustig nicht. Die PorNo-Bewegung, die weit über feministische Zirkel hinaus auch Konservative, Liberale, Akademiker und die Medien erfaßt hat, versucht, die Verbreitung sogenannter Pornographie straf- und zivilrechtlich zu behindern. US-amerikanischen Parlamenten liegen zahlreiche Gesetzesvorlagen vor, die Anzüglichkeiten auch harmlosester Art teuer machen sollen. Neben dem rigorosen Verbot praktisch aller Darstellungen von Sexualität in der Öffentlichkeit (worunter auch die Abbildung einer Frauen-, nicht jedoch einer Männerbrust fällt), sollen

Betroffene, die sich durch die Konfrontation mit Sexualität geschockt fühlen, auf Schadensersatz klagen können, ein Recht, das ganz im Sinne kapitalistischer Freiheit staatliche Zensur durch das Erzwingen von Selbstzensur überflüssig macht.

Vor allem das Internet erregt die Pornofeinde, die allerdings noch von der US-amerikanischen Justiz als Hüterin der Redefreiheit gebremst werden. Ein erstes Internet-Zensurgesetz hat der Oberste Gerichtshof der USA im Juni 1997 als verfassungswidrig aufgehoben. Zensurwilliger sind asiatische, arabische und europäische Behörden, die freilich, seit sie die dezentrale Struktur des Netzes verstanden haben, fieberhaft nach neuen Eingriffsmöglichkeiten suchen, um sich nicht wieder durch die Sperrung eines Anbieters unter Millionen Servern lächerlich zu machen. In der Zwischenzeit fahnden allein in Deutschland Dutzende besoldete und Hunderte selbsternannte Säuberer nach besonders verwerflichen Angeboten im Netz.

Strossen sieht die Gefahr der Pornoschnüffelei weniger im vergeblichen Versuch, die Pornographie auszumerzen, als in der Bedrohung unserer Freiheit durch jede Form der Zensur. Man mag Strossens unbedingten Glauben an die heilsame Wirkung der freien Rede und Gegenrede als nordamerikanische Naivität abtun, doch kaum widerlegbar sind ihre ausführlich dargelegten, dem wissenschaftlichen Erkenntnisstand entsprechenden Argumente:

· Ein Verbot der Pornographie wäre kontraproduktiv: Unter den Bedingungen der Illegalität würde sich die Lage der an der Herstellung von Pornographie beteiligten Sexarbeiter/innen, deren Berufsrisiko zur Zeit geringer ist als das von Industriearbeiter/innen, wesentlich verschlechtern.

· Es gibt - außer in Schutzbehauptungen von Straftätern - keinen Hinweis, daß der Konsum von Pornographie gewalttätig macht, im Gegenteil. In Ländern mit hohem Pornokonsum ist sexuelle Gewalt seltener als unter Bedingungen der Zensur. (Im Mittelalter dagegen gab es, sieht man von Kreuzigungsbildern einmal ab, kaum Pornographie und trotzdem, wie Jacques Rossiaud nachwies, sehr viel sexuelle Gewalt.)

· Auch eine »Diktatur der Tugend« (Richard Bernstein) ist nur eine Diktatur. Mögen ihre Regeln zum Schutz von Minderheiten, Schwachen, Unterdrückten noch so gut gemeint sein, festigen sie doch nur deren Status, dienen sie nicht der Befreiung, sondern der Disziplinierung.

· Jede Form der Zensur ist ihrer Tendenz nach grenzenlos und unterdrückerisch. Auch sexuell begründete Zensur wird häufig politisch mißbraucht. In arabischen Ländern wie auch in China oder Singapur diffamieren die Herrschenden als »pornographisch«, als unzüchtig, was ihre Herrschaft gefährden könnte, denn sogar Richard Nixon wußte: »Wenn wir gegenüber der Pornographie eine nachgiebige Haltung einnehmen, würde dies zu einer Atmosphäre beitragen, die der Anarchie in allen anderen Bereichen Tür und Tor öffnet.«

Man muß also gar nicht, wie Strossen es versucht, der Pornographie« etwas Gutes, Befreiendes etc. abgewinnen, um ihr Verbot zu bekämpfen, zumal »Pornographie« ein gefährlich amorpher Begriff ist. Strossen weist nach, daß das Pornographieverständnis der pornophobischen Feministen und Feministinnen jede sexuelle Meinungsäußerung umfassen kann - die Gleichsetzung sexueller Darstellung mit sexueller Diskriminierung macht's möglich.

Strossen hätte auch, was freilich nicht ihr Arbeitsgebiet ist, auf historische Beispiele verweisen können: Je restriktiver die sexuellen Verhältnisse sind, desto sexbesessener wird die Phantasie. Der/dem Verklemmten ist alles unrein. Noch für unsere Urgroßmütter, wenn sie nicht der Arbeiterklasse angehörten und daher Wichtigeres zu tun hatten, als sich sittlich zu erregen, galt ein Hühnerbein als obszön. Einer Dame durften im 19. Jahrhundert nur Hühnerbrüste gereicht werden.

Pornophobie wurzelt in einem tiefen Mißtrauen gegen Sex, in der Angst vor Sexualität, und ist, wie Strossen darlegt, zugleich konservativ und apolitisch. Es sind die ökonomischen, sozialen, rechtlichen, familiären Verhältnisse und nicht »Männerphantasiert« (die übrigens von immer mehr Frauen geteilt werden), die Gewalt und Diskriminierung hervorrufen. Wer wie Dworkin das Geschlechterverhältnis durch ein Pomoverbot verändern will, reduziert Frauen auf ihr Geschlecht. Nur wer die Menschenwürde im Geschlecht lokalisiert, kann einen Angriff auf das Geschlecht als einen Angriff auf die Würde mißverstehen. (Schon Susan Brownmiller hatte darauf hingewiesen, daß Vergewaltigung ein Verbrechen ist, in dem es nicht um Sex geht, sondern um Gewalt.)

Dworkin und ihre Mitstreiter haben das sexistische Frauenbild des Patriarchats so sehr verinnerlicht, daß sie nicht mehr die Rolle der Frau, nur den männlichen Umgang mit ihr in Frage stellen können. Ihre Selbstverachtung erfüllt sie mit Haß - auch auf Frauen, die Spaß an heterosexuellem Sex haben. Dworkin beschimpfte sie als »Kollaborateure, die noch tiefer gesunken sind, als alle anderen Kollaborateure es jemals getan haben, da sie Freude an ihrer eigenen Unterwerfung empfinden und Geschlechtsverkehr Freiheit nennen«.

Neben all den juristischen und politischen Uberlegungen ist es Strossens Verdienst, die reaktionäre Haltung der pornophobischen Feministen und Feministinnen aufgezeigt zu haben. Dworkin/MacKinnows Mustergesetz gegen »Pornographie« von 1983 jedenfalls ist viel frauenfeindlicher als der geilste Männerblick: »Kinder sind nicht in der Lage, ihre Zustimmung zu pornographischen Handlungen zu erteilen, selbst wenn kein Tatbestand der körperlichen Nötigung

vorliegt, und daher benötigen sie besonderen Schutz. Aus demselben Grund sollte die physische und psychische Wohlfahrt von Frauen einen vergleichbaren Schutz genießen.«

Ich vermute, der Gesetzentwurf würde im Deutschen Bundestag breite Zustimmung in allen Fraktionen finden, denn der »sexuelle McCarthyismus« (Edward de Grazia) kommt auch in Deutschland voran. Sogar die ansonsten so mutige Nadine Strossen scheint beeindruckt. Ihr Vorwort zur deutschen Erstausgabe von Walters *Mein geheimes Leben* erinnert an die krampfhaften Bemühungen, mit denen in den 50er Jahren die Veröffentlichung erotischer Literatur durch historische, soziologische oder ästhetische Schutzbehauptungen rechtfertigt wurde.

Walter, ein unbekannter Engländer des 19. Jahrhunderts, hat fast fünf Jahrzehnte lang Buch geführt über seine sexuellen Erlebnisse. Die ausführlichen, detailversessenen Darstellungen der Verführung, des Arrangements und des Vollzugs bedeuteten für ihn die Wiederholung seiner Lusterlebnisse, seines Lustgewinns. Für den Leser wird die Lektüre dieser 3.067 Seiten langen Erinnerungen nach anfänglichem Staunen und zeitweiligem Wundem bald eine Zumutung und daher lohnend. Als Liebhaber weiblicher Geschlechtsorgane, die er in all ihrer Vielfalt, Individualität fotografisch genau beschreibt, als vom Sex besessener Mann, der sich für eine Frau erst interessiert, wenn er sein Sperma in ihr abgelegt hat (»Nichts ist so ärgerlich, wie sich außerhalb einer langersehnten Möse zu ergießen, wenn ein Stoß oder zwei das Sperma in ihr zurückgelassen hätten - es treibt einen zum Wahnsinn«), und als feilschender Freier (»Ich hatte drei Frauen für fünf Shilling besessen; so viel Glück hatte ich weder davor noch danach gehabt«) entwickelt er eine beeindruckende Radikalität. Indem er seine Darstellung auf das einzige ihm wirklich Wichtige, auf seine Sexualität reduziert, reduziert er sich selbst auf sein Geschlechtsorgan. Walter ist der Mann, der mit seinem Schwanz denkt, fühlt und handelt. Dies macht ihn größter Brutalität fähig. Irgendwann, erfährt der Leser, ist er verheiratet mit einer Frau, die er verachtet, die ihn freilich kaum an seinen sexuellen Abenteuern hindert und die - so plötzlich wie sie aufgetaucht war - nach ein paar Jahren oder Jahrzehnten stirbt: »Der Tod hatte sein Werk getan. Hurrah! Endlich war ich frei!«

Gierig nimmt er die verführten oder gekauften Jungfrauen, ergötzt sich zwei-, dreimal hintereinander an ihrem Schmerz. Skrupellos verspricht er Sexualpartnerinnen, sich zwecks Vermeidung einer Schwangerschaft vor seiner Ejakulation zurückzuziehen, um sich dann doch und ganz bewußt in ihnen zu ergießen. Ist freilich eine Frau gut für sein Geschlecht, kann Walter - aus Dankbarkeit - ein wunderbarer Liebhaber sein, aufmerksam, hilfsbereit, charmant, großzügig.

Dieser peniszentrischen Radikalität seines Handelns entspricht die Radikalität seines Denkens. Walter versteht sich als Aufklären Die eingestreuten Abhandlungen über Geschlechtsorgane, Geschlechtsverkehr und Sexualerziehung sind nicht nur vor dem Hintergrund der viktorianischen Epoche überraschend ideologiefrei und - sieht man von damals noch unbekannten Fakten wie dem Zeitpunkt der Befruchtung ab - auf erstaunlich hohem Wissensniveau. Walter vergnügte sich nämlich nicht nur, sondern betrieb Feldforschung, maß und zählte Bewegungsabläufe beim Geschlechtsverkehr, beobachtete und wertete. Wirklich verblüffend aber sind die Schlüsse, die Walter aus seinen Beobachtungen zog. Vor hundert Jahren (und vielleicht bald wieder) ein Skandal: seine Behauptung, Prostituierte seien nur, »was die Gesellschaft aus ihnen macht«. Oder seine radikale Erklärung weiblicher Schamhaftigkeit: »Ich kam zu dem Schluß, bei den Frauen sei dies eine Folge der Erziehung, mit dem Hintergedanken, für den Anblick ihrer geheimen Körperteile den höchstmöglichen Preis zu erzielen ... Frauen werden allesamt käuflich erworben - von der Hure bis zur Prinzessin. Nur der Preis ist verschieden.« Und wer außer Walter ahnte nicht nur vor über hundert Jahren, sondern sprach es auch aus: »Schwanz bedeutet Macht.«

Die Fixierung auf Sexualität und die Exaktheit seiner Beobachtungen ermöglichten es Walter, die moralische, also ideologische Grenze seines Klassendünkels ebenso wie seines Klassendenkens zu überschreiten. Walter erkannte im Beischlaf (zwecks Zeugung) den eigentlichen Sinn des Lebens: »Wir sind erfickt worden - geboren, um unsererseits wieder zu ficken - um andere zum Ficken in die Welt zu setzen - wie im Anfang, so auch jetzt und in alle Ewigkeit - das Ficken.«

Natürlich kann man - wie Strossen - Walters Sexbilanz als unschätzbare Quelle der Sozialgeschichte rechtfertigen - 3.000 Seiten lassen sich kaum ohne die gelegentliche Erwähnung sozialer Verhältnisse füllen. Doch ein sozialhistorisch interessierter Leser findet leicht sehr viel ausführlichere und dennoch knappere Quellen, sollte seine Neugier wirklich der arbeitenden Klasse Englands im 19. Jahrhundert gelten. Und natürlich kann man mit Strossen dem Buch bescheinigen: »Es wirft Themen auf, die nicht nur für die viktorianische Zeit wichtig sind, die es ja direkt kommentiert, sondern auch für alle Individuen unserer heutigen Zeit, denen die fortbestehenden, allgemein menschlichen und sozialen Fragen am Herzen liegen, denen das Buch mit erfrischender Offenheit nachgeht.« Doch wird eine so nette Banalisierung Walter nicht gerecht.

Walter lebte und beschrieb mit tödlichem Ernst sein Leben als Fallstudie eines Mannes, der den Trieb, den Mut und die Mittel besaß, ganz und gar nur Schwanz zu sein. Sein Verzicht auf jede Form der Ersatzbefriedigung durch Ruhm, Kultur, Besitz, Vaterschaft etc. stellt ihn, stellt den Mann bloß. Feministische Philister der PorNo-Bewegung freilich können sich dadurch nur bestätigt fühlen, solange keine Waltraud sich traut, was Walter wagte: schamlos ehrlich zu sein.

(Sollten Sie sich, verehrte Leserin, verehrter Leser, dennoch zum Kauf dieses Buches entschließen, so versäumen Sie nicht zur Wahrung der sexuellen Korrektheit in der Tradition der Prüderie beiliegenden Revers zu unterschreiben: »Hiermit versichere ich, daß ich das 18. Lebensjahr vollendet habe und *Mein geheimes Leben* ausschließlich zum privaten Gebrauch erwerbe. Ich verpflichte mich, das Buch verschlossen aufzubewahren und Jugendlichen unter 18 Jahren nicht zugänglich zu machen und vor allem solchen Personen vorzuenthalten, die mit Wahrscheinlichkeit zu einer objektiven Kenntnisnahme nicht in der Lage sind. Ich werde den Band außerdem weder privat noch gewerblich verleihen.«)

Nadine Strossen: *Zur Verteidigung der Pornographie.* Haffmans Verlag, Zürich 1997, 378 Seiten, 39 Mark

Walter: *Mein geheimes Leben.* Haffmans Verlag, Zürich 1997, 3 Bände, 3.076 Seiten, 99 Mark

Konkret 02/98, S. 59

Kay Sokolowsky

Der neue Hystomat

Die pathologische Hysterie ist nicht etwa ausgestorben. Sie heißt heute nur anders. Über die epidemische Verbreitung hysterischer Erkrankungen in den 90er Jahren hat Elaine Showalter eine Studie verfaßt

Man braucht nur ein wenig Mißtrauen gegen den »alternativen« Common sense zu hegen, um der Literaturwissenschaftlerin Elaine Showalter für ihr Buch *Hystorien* dankbar zu sein. Die Verve, mit der seit bald dreißig Jahren die regressive Linke vom Hauptwiderspruch ablenkt und statt auf den Kampf um die Produktionsmittel sich aufs letzte Gefecht um die autonome Bauchtanzgruppe wirft, ist ja nicht nur ein Spott und Hohn, eine gewaltige Verschwendung von Passion und Engagement. Sondern auch enorm effektiv in der Absorption der ohnmächtigen Affekte, die sich in den Bewohnern der verwalteten Welt gegen diese Welt entwickeln.

Wie die Affekte sich jeweils entladen - ob in Schlaganfall oder Amoklauf, in Drogensucht, BSE-Angst oder eben Hysterie -, ist dem radikalen Kritiker der Gesellschaft erst einmal gleichgültig, für den Gegenaufklärer jedoch fundamental. Wer sich in seiner Verzweiflung über die eigene Ohnmacht und die Beharrungskraft des Schlechten Alten dafür entschieden hat, das große Übel wenigstens zu reformieren, auf daß es ein großes Nichtsogutes werde, der fällt zuletzt auch auf die Geschichten von Ufo-Entführten herein. Wer an den Terms of trade das ganze Elend der Erde nicht ablesen mag, der hat doch keine Anstände, an die phantastischsten Päderastiestatistiken zu glauben.

Hystorien räumt mit einigen Besitzständen »alternativer« Gesellschaftskritik auf; dies und der wohltemperierte Erzählton Showalters machen das Buch zur lohnenden Lektüre. Der US-Regierung unterstellen, sie lasse ihre Soldaten mutwillig krank werden; sich begeistert auf den Mythos »Golfkriegssyndrom« stürzen und ihn als letzthinnigen Beweis für die Skrupellosigkeit der Herrschenden sanktionieren - das enthüllt auch einen unauslöschlichen Kinderglauben an den *guten* Herrscher, den weisen König, der immerhin weinen muß, wenn er seine Mannen in den Krieg schickt. Eine explosive Häufung »Multipler Persönlichkeiten« im späten 20. Jahrhundert nicht nur für erwiesen halten, sondern aus dem zweifelhaften Konzept der »dissoziativen Identitätsstörung« sogleich Rückschlüsse ziehen auf Weltverhältnisse, die anders als mit zehn Seelen ach in einer Brust gar nicht mehr zu bewältigen wären - das verrät zugleich eine zutiefst infantile Sehnsucht nach einer Welt, die sich überschauen läßt, d. h. nach der des Märchens.

In den ersten beiden Teilen ihres Buchs führt Showalter aus, was Hysterie einmal hieß und heute heißt, wie sowohl die Definition der Krankheit als auch ihre Behandlung sich durch die Jahrhunderte gewandelt haben, warum Hysterie ausschließlich an Frauen diagnostiziert wurde und in welchem Maß die Diagnose zur Konstruktion des je konformen Frauenbildes beitrug. Wohl wissend, daß sie sich allseitig Feinde macht, unterzieht sie die »Pioniere« der Hysterieforschung, den Psychiater Jean-Martin Charcot und seinen Schüler Sigmund Freud, einer Kritik, die von beiden wenig übrigläßt - und feiert sie zugleich als große Wissenschaftler.

Danach verdirbt Showalter es sich mit der Partei, zu der sie sich selbst ausdrücklich zählt. Sie referiert die Vereinnahmung der »klassischen« Hysterikerinnen durch den Feminismus der 70er Jahre: Die hysterische Frau des 19. Jahrhunderts erschien plötzlich als Pionierin auf dem Weg zu einer genuin weiblichen Sprache, zumal des Kôrpers. »Nous sommes toutes des hystériques!« skandierten Feministinnen 1972 auf einem Meeting in Paris - was ihnen hernach nicht eben gut bekommen ist: »Mit dem Anspruch auf die eigene Hysterie bahnt man sich nicht den schnellsten Weg zum beruflichen Erfolg« (Showalter).

Denn seit Freud die Hysterie als eine Neurose definierte, die durch Verdrängung, sexuelle Konflikte und Phantasien hervorgerufen werde, ist etwas Anrüchiges und Peinliches an dieser psychischen Krankheit, die als scheinbar organische sich äußert. Mögen die Beschwerden der Hysterikerin noch so gravierend sein - da sie keine physische Ursache haben, werden sie so recht ernst nicht genommen und wird das Wort >hysterisch< landläufig als Synonym für exaltiertes, >weibisches< Gehabe benutzt. Je genauer aber die Forschung belegen konnte, daß Hysterie weder eine spezifisch weibliche Erkrankung noch eine Kleinigkeit, sondern der Ausdruck ohnmächtiger Verzweiflung ist, an den eigenen wie den gesellschaftlichen Umständen - desto entschlossener verdrängte das öffentliche Bewußtsein die Existenz des Phänomens: »Wie die Medizin das Ende der Ansteckungskrankheiten verfrüht verlautbarte, so verkündeten Psychiater vorzeitig das Ende der Hysterie« (Showalter). Aber die Hysterie, dies belegt der dritte Teil des Buchs, ist nicht ausgestorben, im Gegenteil, sie hat sich gegen Ende des 20. Jahrhunderts zur regelrechten Massenepidemie entwickelt.

Sie hat jedoch neue Namen bekommen: Bulimie z. B., Chronisches Müdigkeitssyndrom oder Wiedergewonnene Erinnerung. Es gehörte, wie Elaine Showalter ausführlich erläutert, zur Hysterie stets auch die Erzählung, die Historisierung der Krankheit (deshalb spricht sie von *Hystorien).* Wenn also ein Bewohner der 90er Jahre an Hysterie erkrankt, sich sein Leiden aber mit diesem Begriff weder erklären mag noch erklärt bekommt, wird er dankbar nach den Syndrom-Angeboten greifen, die ihm die Massenmedien vorsetzen. An der Not durch entfremdete Arbeit, an Anonymität und Atomisierung der spätkapitalistischen Gesellschaft hysterisch zu werden, im klinischen Sinne, ist ebenso weit

verbreitet wie tabu. Sich mit 40 Jahren, nach eingehender Bearbeitung durch einen Hypnosetherapeuten, an einen Mißbrauch zu >erinnern<, von dem frau bislang gar nichts ahnte, der aber die Lebens- und Weltangst, unter der die Patientin leidet, bestens erklärt, ist hingegen viel systemkonformer, ja modischer, als jene auch nur ahnen, die in den Daily-Talks vom »Tabuthema« Kindesmißbrauch reden.

Showalters *Hystorien* hat nur einen, aber gravierenden Fehler: Das Buch ist zu kurz. Zwar verspricht der Untertitel Aufklärung über »Hysterische Epidemien im Zeitalter der Medien«. Doch welches Interesse Massenmedien und die, die über sie verfügen, daran haben könnten, hysterische Epidemien zu schüren, bleibt unerörtert. Das Buch ist zu kurz, weil Showalter sich hütet, vom Kapitalismus zu reden. Dennoch steckt in ihren Rekonstruktionen moderner hysterischer Epidemien genug Zündstoff, um eine treue Dienerin des Systems wie bspw. die »FR«-Autorin]na Hartwig von einem »gewissen amerikanischen Akademikerinnen-Sound« geifern zu lassen, nachdem sie *Hystorien* quergelesen hat. Das Fünkchen Medienkritik, das in Showalters Buch aufleuchtet, scheint Hartwig schon viel zu grell. Vor lauter Eifer, es den männlichen Kollegen rechtzumachen, schreckt sie auch vor Denunziation nicht zurück: »... sie (Showalter) spricht keine grundsätzlich andere Sprache als jene, gegen die sie sich angeblich zur Wehr setzen will«. Das ist so wahr und gut beobachtet wie Ina Hartwigs ziemlich revolutionäre Entdeckung, daß eine »Metapher ... per definitionem eine Sinnverdichtung bezeichnet«.

Das aber hat seit Menschengedenken noch keine Metapher hingekriegt. Wenn schon das bißchen behutsame Medienkritik von Elaine derlei pawlowsche Reaktionen auslöst, darf man sich direkt freuen auf das Buch, das da weitermacht, wo Showalter aufhört.

Elaine Showalter: *Hystorien.* Berlin Verlag, Berlin *1997, 320* Seiten, *39,80* Mark

Konkret 02/98, S. 60

Jan Pehrke

Die Große Depression

Es gibt doch noch eine Soziologie jenseits von Politik-Beratung mit Blick auf den Starnberger See. Der französische Sozialwissenschaftler Pierre Bourdieu und seine Mitarbeiter haben die »Misére« von Fabrikarbeitern, Bauern, Einwanderern, Schülern und anderen dokumentiert. Ein großer Gesellschaftsroman ist dabei mitentstanden

»Wir legen hier Zeugnisse vor, die Männer und Frauen uns hinsichtlich ihrer Existenz und ihrer Schwierigkeiten zu existieren anvertraut haben.« So lautet der erste Satz des Buchs, der in seiner Nüchternheit das Außergewöhnliche des Projektes noch unterstreicht. Denn natürlich weiß Bourdieu, daß er mit Das *Elend der Welt* gegen die überkommene Ständeklausel verstößt, die die Unterschicht von einer angemessenen kulturellen und politischen Repräsentation ausschließt.

Ein naturalistischer Roman aus dem 19. Jahrhundert hätte ähnlich eingeleitet werden können. Auch die detaillierten Beschreibungen der Arbeits- und Lebensumstände der Personen, die den Gesprächen jeweils vorangestellt sind, erinnern an diese Literatur-Gattung. Im Verbund mit einer speziell für die Untersuchung entwickelten Interview-Technik erweckt das alles den Eindruck, als betrete hier eine Forscher-Crew zum ersten Mal den Boden der sozialen Welt.

Wissenschaftliche Anforderungen unterläuft das Bourdieu-Team dabei bewußt. Statt auf Einhaltung der Objektivität zu achten, legte es Wert auf eine soziale oder kulturelle Nähe zwischen Interviewer und Interviewten. Nur so ist es nach Meinung des Soziologen möglich, die Klassenschranken, die zugleich Kommunikationsschranken sind, zu durchbrechen.

Diese Art Barfuß-Soziologie ergibt sich aus Bourdieus Konzept des Habitus und des sozialen Feldes. In diesen Theoremen faßt er die Ideologiehaftigkeit von Institutionen wie der Schule, dem Justiz-Apparat und eben auch dem Wissenschaftsbetrieb samt seiner Akteure. Daraus resultiert wiederum eine aufmerksame Selbstwahrnehmung des Forschers und Intellektuellen, was in Bourdieus Fall sogar zu gezielten Selbst-Demontagen und damit zu einer Verschleuderung seines »symbolischen Kapitals« als angesehener Gelehrter führt, wenn er etwa während eines Kolloquiums bewußt aus -. Rolle fällt und eine bekannte TV-Moderatorin beleidigt. Ein reflektiertes Unbehagen am eigenen bürgerlichen Selbst und ein Engagement für die Verdammten dieser Erde gehören bei ihm ebenso zusammen, wie bei den meisten seiner intellektuellen Kollegen bürgerliche Selbstgewißheit und feiste Ignoranz.

Die Interviews sind in sechs Themenblöcke gegliedert. »Aufstieg und Niedergang« befaßt sich mit den Veränderungen innerhalb der Arbeitswelt. »Ortseffekte« und »Position und Perspektive« geben ein Bild von der Situation in den Banlieues der Großstädte. Um den Rückzug der Politik geht es in »Die Abdankung des Staates«. Zwei Schwerpunkte widmen sich eher unter der Oberfläche verborgenen Miseren: »Die intern Ausgegrenzten« beschreibt die Funktionsweise von Ausschluß-Mechanismen unter demokratischen Vorzeichen hauptsächlich am Beispiel der Schulen. Im Mittelpunkt von »Widersprüche des Erbes« stehen scheinbar rein private Familien-Angelegenheiten, die sich als gesellschaftlich vermittelte Entfremdungsprozesse zwischen den Generationen entpuppen.

Unter anderem kommen zu Wort: eine Rentnerin, die aufgrund von Herz-Problemen in eine Klinik eingewiesen wird und anschließend wahrscheinlich in ein Altersheim muß; eine Sekretärin, der von ihrem Chef die Hölle heiß gemacht wird, da sie sich als einzige weibliche Angestellte weigert, mit ihm zu schlafen; ein Staatsanwalt, der nichts anderes tut, als sich an die Buchstaben des Gesetzes zu halten und dafür mit allen Schwierigkeiten bekommt, ein kommunistischer Gewerkschaftler, der mit ansehen muß, wie die Fabrik »neuen Typs« die Arbeiter-Solidarität systematisch untergräbt, eine Sozialarbeiterin, die in einer Siedlung des sozialen Wohnungsbaus ihre Aufgabe, die Bewohner zur Eigeninitiative zu ermuntern, nur zu gut erfüllt, und deshalb versetzt wird, ein algerischer Einwanderer, der meint, über sein Leben in Frankreich wäre ein göttlicher Fluch gesprochen, ein Bauer, der sein ganzes Lebenswerk zerstört sieht, da sein Sohn den Hof nicht übernehmen will, eine Frau, die sich in der Stadtteil-Arbeit eines Banlieue-Viertels engagiert und miterleben muß, wie Jugendliche ihr Sportgeschäft plündern und niederbrennen; die Tochter eines algerischen Immigranten, die von ihrem Vater ihre ganze Jugendzeit über in der Wohnung eingesperrt wurde; eine engagierte Feministin, die den Vorsitz des Frauenhauses, das sie selbst mit aufgebaut hat, abgeben muß, weil sie sich mit einem dort arbeitenden Sozialprofi überworfen hat; ein Schulleiter, der wild entschlossen um seine Banlieue-Schule kämpft und die letzten Wochen vor den Ferien nachts doch nur noch mit Hilfe von Schlaftabletten zur Ruhe kommt; ein junges Mitglied des Front National, Kind liberaler Eltern, das später im Jugoslawien-Krieg kämpfen wird; drei Mädchen, die als gute Schülerinnen einer »sozialer Brennpunkt«-Schule auf eine Schule in einem etwas besseren Viertel wechseln und prompt in ihren Leistungen absacken; ein Weinhändler, der die Supermarkt-Ketten, die Anti-Alkoholismus-Kampagnen und die Einwanderer für den allgemeinen Niedergang verantwortlich macht.

40 aus der Bahn geworfene Existenzen, deren prekäre Situation sie zu äußerst klarsichtigen »praktischen Analytikern« macht, wie Bourdieu sagt. Als besonders erkenntnisfördernd erweisen sich in dieser Hinsicht die Gespräche, die Michel

Pialoux mit Peugeot-Arbeitern führte. In den Interviews, deren Grundlage eine lange Vertrautheit Pialoux' mit dem Werk und den befragten Arbeitern ist, kann man exemplarisch und detailliert verfolgen, wie der Neoliberalismus über die Welt kam und welchen Schaden er anrichtet.

Es begann 1977/78 mit der Heimsuchung des Werkes durch die amerikanische Unternehmensberatung SMI, der erste Umstrukturierungsmaßnahmen folgten. Ein 10jähriger Einstellungsstop unterbrach dann die »natürliche Reproduktion« des Klassenbewußtseins, die Vermittlung gewerkschaftlicher Traditionen an junge Arbeiter. Statt dessen kamen in den 80er Jahren Leiharbeiter in die Fabrik, schon als Einzelkämpfer sozialisiert, die sich trotz anfänglicher Hoffnungen auf Seiten der Aktivisten nicht in die Arbeitereinheitsfront einreihen ließen. Schließlich wurde die Gruppenarbeit nach japanischem Vorbild eingeführt und ein differenziertes Prämiensystem geschaffen. Und bald grassierte die Unternehmenskultur. Die Arbeiter begannen ihre Lohnabrechnungen schamvoll voreinander zu verbergen. Manche trugen ihre Arbeitskluft stolz nun auch außerhalb der Werkshallen. Zwischen den »Alten« und den Neuangestellten, oft ehemalige Leih-Arbeiter, tat sich eine Kluft auf Die Neuen brachten kein Verständnis mehr für die kleinen Tricks und Schliche, die »Bremslogiken« der Alteingesessenen auf, mit denen diese sich den Arbeitsalltag ein wenig erträglicher gestalteten. Für diejenigen, die nun sogar nachts von Peugeot träumten, bedeutete das Landesverrat. Ein kommunistischer Arbeiter, der während der Arbeitszeit Flugblätter verteilte, bekam von einem Kollegen zu hören: »Ja, und wegen solchen Leuten wie Ihnen wird man dann arbeitslos.« Streitereien unter der Belegschaft häuften sich. Als traurigen Höhepunkt der ganzen Entwicklung nennt der kommunistische Gewerkschafter die Eingabe, die ein Team machte, um die Entlassung eines der ihren zu fordern, da er am Band zu langsam sei und das Gruppen-Ergebnis drücke.

So läßt *Das Elend der Welt* in 40 Einzel-Porträts das Panorama einer »geregelten Form sozialer Entropie« entstehen, eines fortschreitenden gesellschaftlichen Desintegrationsprozesses. Es sind zwar für alle Entwicklungen Ursachen benennbar, aber die konkreten Ausprägungen, besonders in den Banlieues der Großstädte, erreichen doch eine Amokhaftigkeit, die durch Erklärungen nicht mehr rückholbar ist. Hier scheint ein »Point of no Return« überschritten, von dem aus nur noch der Weg in vorgesellschaftliche Zustände offen ist. Wolfgang Pohrts Politkriminologie *(Brothers in Crime,* Berlin 1997) findet da Ansatzpunkte. Pierre Bourdieu sieht das alles gleichwohl optimistischer: »Was die Sozialwelt hervorgebracht hat, kann die Sozialwelt ... auch wieder abschaffen.«

Die Frage, was man mit der geballten Ladung Empirie anfangen soll, ist schwer zu beantworten. Eine Synthese muß aufgrund der schieren Datenmenge und ihrer Heterogenität scheitern, und die politische Theorie kann angesichts des Elendsaufkommens nur kapitulieren. Auch die Autoren selber versuchen sich nicht an einer Analyse der Misere. *Das Elend der Welt* überzeugt vor allem als Stoffsammlung, seine Qualitäten liegen in der Beschreibung. Das ist nicht wenig und verbindet das Buch mit den Romanen Zolas oder der Brüder Goncourt, deren Theorie-Fundament ebenfalls recht vage war und aus heutiger Sicht unzureichend scheint.

Die Idee zu dem Projekt kam im übrigen von außen. Eine große Sozial-Institution trat mit dem Ersuchen an Bourdieu heran, eine Forschungsarbeit zur »sozialen Malaise« anzufertigen. Bourdieu handelte einige Bedingungen, etwa den Verzicht auf die Methoden der Meinungsforschung, aus, ersetzte den medialen Routine-Begriff »Malaise« durch »Misére« und begann, ein Team zusammenzustellen. Aber die Themenweite, die die Aufgabenstellung zu erschließen vorgab, ist doch mitverantwortlich für die mangelnde Trennschärfe der Untersuchung. Zwar leiden alle befragten Menschen, aber ihre Leiden sind durchaus nicht immer miteinander kompatibel und akkumulieren sich so auch nicht automatisch zur großen Anklage. Die Tiraden des kleinbürgerlichen Weinhändlers haben einen anderen Adressaten als die resignierten Analysen des kommunistischen Gewerkschafters.

Bourdieu setzt sie alle in dasselbe Boot. Seine auf Empathie beruhende Interview-Methode, der zugleich »verständnisvolle und verstehende Blick«, verführt ihn dazu, in den epidemischen »Ich bin kein Rassist, aber«-Äußerungen nur Ungeschicklichkeiten zu sehen, die auf das Richtige abzielen, sich aber mangels »legitimer Ausdrucksformen« nur über den Umweg der Fremdenfeindlichkeit artikulieren können. Das Buch kennt nur Opfer und uferloses Elend. Täter und damit Polarität und ein Maß der Misere, das politische Handlungsräume eröffnet, kommen nicht vor.

Trotz dieser Vorbehalte bleibt das Buch ein grandioses Unterfangen. In Frankreich ist es Bourdieu damit gelungen, durch eine neue Art von Populärwissenschaft aus den akademischen Zirkeln auszubrechen. Die Veröffentlichung von *La Misére du Monde* im Jahre 1993 fiel in die Zeit der großen Streiks, was mithalf, 100.000 Exemplare zu verkaufen. Filme und Theaterstücke entstanden aus den einzelnen Interviews. *Das Elend der Welt* gab damit einen ersten intellektuellen Anstoß, das politische Klima in Frankreich zuungunsten der Konservativen zu verändern.

Vergleichbar günstige politische Bedingungen für die Aufnahme des Buchs gibt es in der Bundesrepublik nicht. Die Rezeption wird, so sie stattfindet, vornehmlich feuilletonistisch sein. Bourdieu selber liefert dazu durch seine literarischen Bezugnahmen eine willkommene Gelegenheit, und soziale Verwerfungen wie in den französischen Banlieues gibt es hierzulande allem Anschein nach ja eh nicht.

Pierre Bourdieu et a1.: *Das Elend der Welt,* Universitätsverlag Konstanz, 848 Seiten, 68 Mark

Konkret 02/98, S. 62

Hannes Loh

»Verdammt, wir verdienen Respekt«

Deutschsprachiger Rap ist das gefragteste Produkt auf dem nationalen Musikmarkt. Dem kommerziellen Boom folgt nun das intellektuelle Interesse. Doch ein Blick auf die Basis zeigt, daß sich in der Hip-Hop-Szene auch Rassisten und Jungunternehmer wohlfühlen können

Alles neu macht der Mai - das konnte staunend und mit Recht behaupten, wer in der »Spiegel«-Ausgabe des ersten warmen Monats 1997 blätterte. In der Kultursparte nämlich las er schier Unglaubliches: »Poesie: Die Songtexte der deutschen Rapper - Alltagslyrik auf der Höhe der Zeit«. Auf vier Seiten wird dort etwas in den Blickwinkel des Bürgers gezerrt, womit sich bisher nur Insider oder Exoten ernsthaft befaßt hatten. Schon im ersten Satz stellt der Autor, Georg Diez, klar, worauf man in Zukunft vermehrt sein Augenmerk zu richten habe: »die deutschen Rap-Poeten«. Sie erreichten mit ihren Versen, so Diez, »ein größeres Publikum als die anderen zeitgenössischen Lyriker«.

Was »Spiegel«-Leser hier zum ersten Mal kennenlernen, ist ein Phänomen, dessen Geschichte sich inzwischen auf gute zehn Jahre erstreckt: »Deutscher Sprechgesang«, »Hip Hop auf deutsch«, »deutschsprachiger Rap«. Welche Etiketten auch immer dafür verwendet wurden - stets stand seine Entdeckung im Zeichen von Faszination und Begeisterung. In den Achtzigern waren es zuerst die sozialpädagogisch bewegten Gutmenschen, die im rappenden Jugendlichen das sahen, was ihnen ihre tendenziöse Wahrnehmung ohnehin aufzwang: Eine Alternative. Kreative statt kriminelle Kids. Gestaltende Gören statt gewalttätige. Unter dieser Fahne gedieh in den lokalen Jugendheimen und Kulturzentren das, was sich uns heute auf dem freien Markt der Lifestylelabels als »multikulturell« aufdrängt. Die Rap-Gruppen Fresh Familee aus Ratingen oder TCA aus Köln sind Kinder dieser Zeit. Nachdem mit der Wiedervereinigung und im Zuge neuer großdeutscher Perspektiven maßgebliche Medien auf die Idee kamen, eine deutliche Unterscheidung zu machen zwischen deutschsprachigem Gerappe und solchem, das sich sprachlich wie musikalisch irgendwie fremd anhört, stand die Rezeption von hierzulande produziertem Hip Hop fortan im Spannungsfeld von *Neuer deutscher Reimkultur* und *Oriental Hip Hop.*

Dergestalt gesäubert und in Anbetracht der boomenden Szene war es lediglich eine Frage der Zeit, wann die Aufmerksamkeit der bürgerlichen Presse sich dieser Erscheinung zuwenden würde. Ein Hauch von Jugendlichkeit und Zeitgeist mag so man eben Journalisten berührt haben, und heute ist es selbst für Studienräte legitim, von den jungen »Schnellsprechtalenten«, den abgefahrenen »Sprachakrobaten« zu schwärmen und sich ein wenig auszukennen. Plötzlich sind die (deutsch) rappenden Kids die heimliche Attraktion auf den Dichterlesungen und Open-Microphone-Veranstaltungen dieses Landes (auf der Lesung zum Kölner Bücherherbst gestalteten drei junge Rapper das Finale). Die Intellektuellen, die den Schuß nicht als letzte gehört haben, verfassen seit einigen Jahren fleißig Magister- und Staatsexamensarbeiten zu diesem Thema; die ersten Dissertationen stehen in Aussicht, und man läuft keineswegs mehr Gefahr, für einen Sozialpädagogen gehalten zu werden, wenn man hinsichtlich dieser »zeitgemäßen Lyrik« seiner Begeisterung öffentlich freien Lauf gewährt.

Dieses plötzliche Interesse, das sich anschickt, sprechgesangartige Äußerungen in den Kanon deutscher Kulturereignisse aufzunehmen, interessiert sich vor allem für eine Sache nicht: die Inhalte dieser Kunst. Die Betrachtung beschränkt sich auf Form, Geste, Inszenierung. »Die Reime« folgen, so z. B. Dietz, »allein den Gesetzen des Beats«, weshalb man sich so verhält, als sei das konkret Gesagte kryptisch oder unwichtig, eine Begleiterscheinung der Pose. Dietz bemerkt banal: »Die Welt, die sie sehen, ist die Welt in ihrem Kopf - und gerade dadurch rotzen sie sich auf die Höhe der Zeit« - eben so, wie auch bei »Spiegel«-Redakteuren der Prozeß von Wahrnehmung und Äußerung ganz ohne eine Reflexion auszukommen scheint.

Dabei ließen sich gerade an diesem Ort Tendenzen feststellen, die das Gegenteil von dem sind, was man selbst mit liberaler Grundhaltung für aufklärerisch oder emanzipatorisch halten könnte - übrigens Attribute, die aus naivem Optimismus oder wohlwollendem Halbwissen den Rappern immerfort hinterher geworfen werden. Ein einziger Blick in die Charts auf die derzeit erfolgreichen Hip Hop Acts sollte ernüchtern. Die Fantastischen Vier, Moses R, Schwester S. oder Tic Tac Toe belegen, wie affirmativ, anbiedernd und opportunistisch Sprache zum Einsatz kommen kann.

Als Einwand wird geltend gemacht, daß diese Gruppen nicht repräsentativ seien für die eigentlich kreative Szene, den wirklichen »Underground«, den Ort also, wo unzählige Gruppen ein riesiges Potential an Einfallsreichtum und Ideen entfalten, verarbeiten und leben. Hier liege die Zukunft und die Qualität des Hip Hop. Nicht bei den designten, zurechtgestutzten Megabands. Tatsächlich beziehen sich viele derzeit erfolgreiche Bands wie Fettes Brot aus Hamburg, Die coolen Säue aus Köln oder Cora E aus Kiel explizit auf diesen Untergrund, um so eine Abgrenzung zu den kommerziellen Gruppen klarzustellen. Aber welche Ideen wuchern in dieser Szene? Die jüngsten Veröffentlichungen der Basis mögen manchem die Illusion nehmen, es handele sich dort um aufgeklärte oder gar aufbegehrende Kids. Die Reime, Wortspiele, Metaphern und Wendungen verwenden unverhohlen die reaktionärsten Sprechweisen. Dennoch sind die allermeisten Protagonisten davon überzeugt, »völlig unpolitisch« zu sein; man verfolge nur »sein Ding« innerhalb der Szene, heißt es oft. Was das »Ding« aber, bei nüchterner Betrachtung, ist, davon können einige Standards der gegenwärtigen Rap-Lyrics

des sogenannten Undergrounds zeugen: Sozialer Moralismus, esoterische Spekulation, Sexismus, kaschierter Rassismus und aggresiver Hedonismus - und vor allem die positive Bezugnahme auf die herrschende Macht.

Schon vor zwei Jahren rappte z. B. Scope aus Köln, ein in der Szene durchweg hoch angesehener Aktivist »Ich verschiebe mehr Reime als Polens Mafia Autos«, versprach, Wörter zu schicken, »wie die Amis Bomben nach Saddam« und drohte: »Ich schick euch one way zum Gulag, straight nach Sibirien.« Der Wunsch, Stärke und Größe zu verbalisieren, führt zu einer Solidarisierung mit den im jeweiligen historischen Zusammenhang tatsächlich Stärkeren, Herrschenden, Ausbeutern und Unterdrückern. Je gewaltiger, je vernichtender und totaler das zum Vergleich herangezogene Ereignis, desto höher der Transferwert für die Exponierung der eigenen Person. Einige weitere Textzitate der Rapper Scope und Fast Forward seien hier angeführt, um zu zeigen, wie weitgehend und selbstverständlich Machtmetaphern dem Sprachgebrauch einverleibt werden: »Ich verbrenne MCs wie die Inquisition« - »Ich zerlege Dich wie die Treuhand DDR-Unternehmen« - »Ich kontrollier den Luftraum mit der STF Airforce« - »Ich schalt die Radios gleich wie die fuckin' Nazis« - »Ich bin der Disco-Diktator, Pate der Partys, regiere Mikrophone durch Stile wie Regime auf Cuba und Chile« (tatsächlich stößt man bisweilen bei Freestylesessions auf Tabuvergleiche wie »Ich komm kraß wie Hitler« oder »Ich schick dich nach Haus' wie Hitler die Juden ins Gas«).

Obwohl Rapper wie Scope und andere in ihren Vergleichen immer wieder geschichtliche Ereignisse zum Vergleich heranziehen, ist ihre Methode durchaus ahistorisch. Es wird nicht auf das Geschehen in seinem historischen Kontext Bezug genommen, sondern lediglich synchron reflektiert auf den schon vorhandenen und generalisierten Sinngebrauchswert in der Öffentlichkeit. Auf dem Doppel-CD-Sampler »Reimattacke '97 - neuer deutscher Sprechgesang«, der im Sommer 1997 erschienen ist und den Anspruch hat, einen repräsentativen Querschnitt durch die aktuelle Szenelandschaft zu ziehen, formuliert der Initiator dieses Projekts, Chris Maruhn, in einer Textbeilage treffend die Marschrichtung in einer Sprache, wie sie deutscher kaum sein könnte: Er wünscht sich, »daß die ehemals zerstrittenen SubSzenen zunehmend immer stärker zusammenwachsen und kooperieren, um letztlich die HipHopNation Deutschland zu stärken und damit die >Reimattacke< voranzutreiben.«

Das herausragende Stück des Samplers ist »Gipfeltreffen«, das so heißt, weil dort die vermeintlichen Spitzen des Hip-Hop-Untergrunds zusammentreffen (Scope, Aphroe und Tatwaffe), um ihrem offensichtlichen Frust über geringe Plattenverkäufe durch freie Was-wäre-wenn-Assoziationen Kompensation zu verschaffen. Was nämlich wäre, wenn sie, die es doch eigentlich verdient hätten, Respekt bekämen und Erfolg hätten? Der Refrain lautet: »Hätte Respekt Karat und würde bar ausgezahlt, dann wären viele dieser Dinge wirklich wahr und nicht geprahlt«, und ursprünglich sollte wohl das Geprahle in den Strophen ironisch funktionieren. Es wird aber sehr schnell klar, daß hier lediglich eine Grundhaltung zugespitzt wird, so wie frustrierte Kleinbürger eben nicht Monopoly spielen, weil sie sich über Marktwirtschaft lustig machen wollen, sondern weil sie es genießen, sich für den Moment des Spiels tatsächlich als Monopolisten zu fühlen.

Unsere drei Untergrund-Rapper fühlen sich deshalb wie Plattenmillionäre und zählen in orgiastischer Allmachtsphantasie Dinge auf, die sie mit ihrem Geld anstellen würden: »Erst verkauf ich Mallorca, dann vermiet' ich Spanien« - »Ich tu's mit Weibern in Designer-Dessous« - »Das Leben, das wir führen, spüren andere nur im Kino«. Tatwaffe zeigt sich als wackerer Unternehmer, wenn er droht: »Wir sind die Arbeitgeber, ihr die Arbeitnehmer« (Die Firma, 1997), und verspricht: »Ich errichte hundertstöckige Gebäude, expandiere, investiere - du sagst, daß wir phantasieren, doch wenn sich harte Arbeit auszahlt, werden wir triumphieren«, denn auch hier gilt: »Ohne Fleiß kein Preis« (Das Duale System, 1997). Dabei muß man sich vergegenwärtigen, daß es sich bei diesen Phantasien keinesfalls um irgendwelche Sozialutopien handelt, die etwa einer realen sozialen Deklassierung Rechnung tragen. Die hier erwähnten Protagonisten entstammen durchweg einem gutbürgerlichen Background, der bis auf wenige Ausnahmen auch den Gesamtcharakter der Szene bestimmt.

Allerdings ist »Hip Hop - harte Arbeit - Moral« ein weit verbreiteter Topos. Ähnlich wie bei Rammstein, die in ihren Texten nicht explizit faschistoid sind, deren Ästhetik aber von Faschisten positiv rezipiert wird, stellt sich hier eine Sprache vor, deren Vokabular deutliche Volksgemeinschaftstöne enthält: »Mit Ruß und Schweiß bedeckt, gottverdammt wir verdienen Respekt, weil jeder einzelne von uns Dreien weiß und nie vergißt, daß man ohne den Rest nur'n Scheißdreck wert ist« (Die Firma, 1997). Die Einsicht, daß mit »dem Rest« eigentlich die Dreieinigkeit von Rap, Breakdance und Graffiti gemeint ist, ist beim ersten Hören dieser Lyrics nicht unbedingt zwingend. Eher assoziiert man Volksgemeinschaft, Blut und Ehre oder soldatische Kameradschaft. Natürlich wird von den Rappern immer wieder versichert, das beziehe sich nur auf die Musik, die Kultur, aber der Schritt zu einer generellen Kameradschafts- und Arbeitsapologie ist schnell getan.

Ganz hervorragend läßt sich dieser Mechanismus anhand der Texte der Stieber Twins aus Heidelberg nachvollziehen, die auch auf dem »Reimattacke«-Sampler vertreten sind. Ihre Ende 1996 erschienene EP »Fenster zum Hof« ist voll von allgemeinen Lebensansichten, die sich aus ihrer vehementen Subkultur-versus-Mainstream- bzw. Ausverkauf-Einstellung ergeben. Tugenden wie Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit, Respekt vor der wahren Arbeit und Bescheidenheit stehen dort hoch im Kurs: »Was ich mein', mein' ich ehrlich« - Ach bin lieber ehrlich der Letzte als durch Beschiß der Beste« - »oberflächlich weich, der innere Wert verbleicht, ich seh', wie der Haß der Ignoranz die Hand reicht« - »immun gegen Habgier - Cholera, Höhenflug - Malaria ... ich wohn' hier, eß hier, produzier' bei meiner Mama im Heidelberger Hauptquartier«. Hier werden

Werte beschworen, die schon in anderen Kontexten aktuell waren, und auch wenn die Stieber Twins das natürlich »so nicht meinen« - es ist die gleiche Sprache, die sie benutzen, es ist die gleiche Ästhetik, die solche Reime fabriziert: »Fake-MCs mach' ich zunichte, die Beats aus Eiche, die Loops aus Fichte, oft steh' ich im Wald und stemm' Gewichte«.

In einem Interview mit dem HipHop-Fanzine »Sabotage« (1996) sprechen die Stiebers die Verbindung von gesellschaftlicher Wirklichkeit und privatem, subkulturellen Erlebnis ganz offen an: »In Deutschland herrscht wirklich ein geistiges Ghetto, überall Konkurrenzkampf. Du gehst in' Sportverein, willst einfach nur Fußball spielen und da kommt gleich irgendein Typ und fordert dich heraus ... Oder du hast eine Beziehung mit deiner Freundin und mußt aufpassen, damit sie nicht davonläuft, daß du am Ball bleibst ... gut vögelst ... Das ganze Leben hier in Deutschland ist ein harter Konkurrenzkampf Und daß wir da einfach aussteigen mit unserer Subkultur.«

Noch unbehaglicher wird einem beim Hören des gerade erschienenen Solo-Albums »Overdoze« des Rappers Doze von der Formation Too Strong aus Dortmund. Dort entfaltet sich musikalisch eine düstere Melancholie, zu der sich eine nicht minder finstere, neurotisch anmutende Sprache gesellt, an der Menschen Gefallen finden dürften, die Ernst Jünger oder Arno Breker mögen. Bei Doze »halten Freunde durch bis zum letzten Gefecht«, sie werden »zusammen Feinde ausschalten«, weil sie so sind, die »richtigen Kameraden« . Doze warnt vor »falscher Kameradschaft« und »Freunden, welche die Freundschaft verseuchen«, weshalb man »Kameradschaft hegen und pflegen« muß. Konsequent schließt er dann mit »Respekt an Kameraden, ... an meiner Seite stehen sie bereit, darauf bin ich stolz.«

Das Neue und zugleich Bedenkliche dieser Texte ist, daß hier Begriffe wie »Ehre«, »Stolz«, »Respekt« und »Kameradschaft« wieder eine zentrale Bedeutung erlangen. Sie kehren wieder und bestimmen oftmals die Refrains (»richtige Kameraden«, »der Mann, dem Ehre gebührt«, »meine Definition von Respekt«). Es scheint nahezu unmöglich, diese anti-modernistische Attitüde, die gedankenlos mit mythischer Metaphorik hantiert (»wie Attilas Krieger«, »dein Ego zwiegespalten durch den Hammer von Thor«, »die Fahne bleibt gehißt«) im Bann des internen Hip-Hop-Diskurses zu halten. Ein »Rammstein-Effekt« ist im deutschsprachigen Hip Hop inzwischen durchaus denkbar. Hinzu kommt eine Art »innere Emigration« von ursprünglich emanzipatorischen Rap-Gruppen. Zunehmend ergehen sich die hier angeschlagenen, einstmals systemkritischen Töne in vorgegebenen, hegemonialen Diskursmustern. Bands, von denen man anderes erwartet hätte, wie z. B. die Absoluten Beginner auf ihrem letzten Album »Flashnizem« (1996), verfechten plötzlich komische Thesen. Auf dem Track »Get Funky Bulle« wird die Ansicht vertreten, daß es eine gute Idee sei, Polizisten zum Haschischkonsum zu verleiten, um sie so zur Selbsteinsicht in die Sinnlosigkeit ihres Tuns zu bewegen. Und rappte David P aus München auf seiner ersten LP noch, daß man es lassen sollte, »nach Nationalität zu ordnen, es gibt dafür zu viele ohne nationale Identität«, so werden auf seinem in Kürze erscheinenden Album andere Töne zu hören sein: »Respekt an jeden, der zu seiner Nationalität steht, den Weg seiner eigenen Identität geht«, oder die versöhnliche Aussage: »Nicht Deutschland ist mein Babylon, sondern das System.«

Daß es neben den skizzierten Tendenzen immer wieder radikale Zwischentöne gibt, kann nicht Anlaß zur Beruhigung sein. Im Szene-Diskurs bleiben sie die Ausnahme und werden teilweise bewußt an den Rand gedrängt. Was die besondere Brisanz der skizzierten Entwicklungen im Gegensatz zu vergleichbaren, auch in anderen musikalischen Genres vorkommenden Topoi ausmacht, ist der unkontrollierte Ausbruch einer hochcodierten Szenesprache in den öffentlichen Raum. Die einstmals durch ihre Bindung an die spezifische Hip-Hop-Wettkampfsituation gesicherten Vokabeln wie »Ehre«, »Respekt«, »Stolz«, »Ruhm« oder »harte Arbeit für den Sieg« schweben plötzlich für ein ständig größer werdendes Publikum, das mit den internen Aufschlüsselungsmechanismen nicht vertraut ist, uninterpretiert und als abrufbare Versatzstücke im Raum. Die Rap-Gruppe A.N.T.I. aus Schneeberg (vgl. KONKRET 10/96) hat bewiesen, daß eine rassistische, deutschtümelnde Ausrichtung mit dem typischen Hip-Hop-Gestus grundsätzlich vereinbar ist. Welche Wirkung eine derartige Mischung entfalten könnte, wenn ihr die nötige Professionalität in Produktion und Marketing zur Hand ginge, ist noch gar nicht abzusehen.

Discographie: -

Das Duale System, »Land in Sicht«, CD/LP Köln Massiv, 1997 -

David P, »Main Concept«, CD/LP tribehaus, 1998 -

Doze, »Overdoze«, CD/LP tribehaus, 1998 -

Reimattacke '97, »Neuer deutscher Sprechgesang«, DoCD Polygram, 1997 -

Stieber Twins, »Fenster zum Hof«, CD/EP From Here to Fame, 1996

Hannes Loh ist Mitglied der Ropformation Anarchist Academy

Konkret 02/98, S. 65

Klaus Smit

Melodie & Rhythmus

Argus: »Weiß ich, was ein Mensch ist?« Lieder gegen das Vergessen; Argus/DIZ

Ziel der diversen Verfahren aufklärerischer Kunst Hanns Eislers und Bertolt Brechts war es, eine revolutionäre Thematik so vorzuführen, daß politische Haltungen produziert werden. Wie sieht diese Produktion heute aus? Wenn Gruppen wie das Bremer Septett Argus auf ihrer aktuellen Doppel-CD >»Weiß ich, was ein Mensch ist?< Lieder gegen das Vergessen« heute Brecht/Eisler-Stücke intonieren, wen sprechen sie dann damit an? Welche Relevanz (und vielleicht auch Funktion) haben Auftritte und Veröffentlichungen solcher Ensembles und Chöre in diesem Jahrzehnt? Oder anders gefragt: Handelt es sich dabei nicht oftmals um das bekannte prea*ching to the converted?* Und werden bei den Rezipienten dieser Stücke heute überhaupt politische Haltungen produziert?

Die Herausgeber der Argus-CD, das Dokumentations- und Informationszentrum Emslandlager (DIZ) aus Papenburg, betrachten die »künstlerische Praxis« der Bremer Gruppe als weitere Form der Gedenkstättenarbeit, so Fietje Ausländer im Editorial. Innerhalb dieses Kontextes, der durch die Zusammenarbeit von DIZ und Argus seit einem Treffen ehemaliger Häftlinge der Emslandlager im Jahre 1989 geschaffen wurde, tauchen die oben gestellten Fragen nicht unmittelbar auf. Vielmehr lautet die Funktion der Lieder dann: »Bewahrung von Erinnerung durch respektvolles und würdevolles Umgehen mit den künstlerischen Zeugnissen der Verfolgten, Eingesperrten, Geretteten und Ermordeten sowie deren Wünschen, Hoffnungen und Sehweisen« (Ausländer). Und dagegen ist eigentlich nichts einzuwenden.

Versteht man diese Platte aber nicht nur innerhalb eines engen Gedenkstätten-Kontextes, sondern stellt die Frage nach der politischen Relevanz auf einer allgemeineren Ebene, so ist Fietje Ausländer nicht zuzustimmen, daß es sich bei der Musik von Argus um »historisch entstaubte Spielkunst« handelt. Ebenso darf bezweifelt werden, daß es sich bei den Liedern um »nützliche Lebensmittel in den sozialen und kulturellen Verhältnissen der Gegenwart« handelt. Wohlgemerkt: Wir haben es hier mit Liedern zu tun, die teilweise in den nationalsozialistischen Lagern entstanden sind, wie zum Beispiel das »Lagerlied von Börgermoor (Die Moorsoldaten» von Johann Esser, Wolfgang Langhoff und Rudi Goguel oder auch Hirsh Gliks »Sog nit kejnmol«. Worin liegt also der »Nutzen« dieser Lieder, vor allem wenn man sich ausmalt, wo sie aufgeführt werden (am ehesten wahrscheinlich bei Veranstaltungen, die unmittelbar im Zusammenhang mit dem Thema der Platte stehen)? Der Verdacht kann nicht ganz beiseite geschoben werden, daß sie bei vielen Zuhörenden ein rein kathartisches Bedürfnis befriedigen.

Ärgerlich wird es an Stellen, bei denen durch die Bearbeitung jegliches Denken auf Seiten der Rezipienten unnötig wird, etwa wenn Brechts »Lob des Kommunismus« bei Argus die Frage »Was spricht eigentlich gegen den Kommunismus?« vorangestellt wird. In einer Theateraufführung des Stücks »Die Mutter« macht der Satz gesprochen und hergeleitet selbstverständlich Sinn, in einer Aneinderreihung von Liedern, wie sie hier vorzufinden ist, verhindert er aber geradezu die recht fruchtbare Frage im Sinne von »Worum geht's?« und damit auch eine tätige Auseinandersetzung. Anders formuliert: Nicht das Denken wird angeregt, sondern die Rezeption, und die muß bekanntlich nicht immer zu einem Ergebnis führen.

Die Musik hingegen bleibt, im Widerspruch zu den Texten, dezent, der Hörer kann sich von Gitarre, Kontrabaß, Flöte, Cello recht süßlich einlullen lassen. Nie hat sie etwas Störendes, Konterkarierendes, das aufhorchen ließe. Mit Wohlwollen läßt sich sagen, daß es im traditionellen Sinn um das Untermalen der Aussagen geht. Zu den Texten verhält sich die Musik leider überhaupt nicht. Im Gegenteil, ohne dabei ge- oder auch verstört zu werden, kann man sich ganz den Zeilen von Hanns Eisler, Bertolt Brecht, Hirsh Glik, Jakowos Kambanellis und den anderen widmen. Oder es eben auch lassen.

Sicherlich ist dies auch eine Frage des persönlichen Geschmacks. Dem Rezensenten erscheinen die Interpretationen Brechts, wie zum Beispiel die Aufnahmen des Hanns-Eisler-Chores mit dem Titel »ohne Angst leben« (erschienen 1982 im Pläne Verlag), durch den Einsatz Neuer Musik produktiver.

Stephan Uhlig, Argus-Arrangeur, schreibt in dem seitenlangen Begleit-Essay: »Um sich dem ursprünglichen, naiven Zustand eines Liedes zu nähern, muß man durch die gesamten *historischen Überfrachtungen* (Hervorhebung im Original) hindurch, die es erfahren hat.« Genau diesen »naiven Zustand« erreichen die Argus-Interpretationen aber nur selten.

Diverse: 1933-1963. Lieder des europäischen Widerstands (Die Sechziger). Pläne-Archiv/BMG

Mit ähnlich vielen erläuternden Texten wie die Argus-CD sind die einzelnen Lieder der Wiederveröffentlichung der ersten »Pläne«-Platte ausgestattet. Leider gibt das Booklet nicht immer Aufschluß über das Entstehungs- und/oder Aufnahmedatum der Gesangsstücke. Die hier vorgestellten 19 Lieder bieten aber einen höchst interessanten Überblick über die unterschiedlichen musikalischen Formen, mit denen in 14 europäischen Ländern auf musikalische Weise politischen Repressionen begegnet wurde. Mag der Anlaß der Kompositionen in den meisten Fällen die Bedrohung, der Angriff oder

die Besatzung durch die Nationalsozialisten gewesen sein, so sind die musikalischen Ergebnisse nicht nur durch die gewählten Mittel äußerst unterschiedlich ausgefallen. »Na juris!« (»Zum Sturme«) forderte in Anlehnung an das proletarische Lied »Ven z njimi!« (»Jagen wir sie fort!» mit voller Inbrunst etwa der Chor der jugoslawischen Partisaneneinheiten, während der deutsche Beitrag »Spaniens Himmel« von Karl Ernst und Paul Dessau, gesungen von »Ernst Busch mit Kameraden der Internationalen Brigade«, eher steif daher kommt.

Die eindringlichsten Lieder sind ohne Zweifel zwei Beiträge aus der Sowjetunion, die sich am Ende der CD befinden: »Oi tumanij maji, rastumanij« (»Nebel, mein Nebel«) und »Piesnia o Zoi Kosmodemianskoj« (»Lied von der Soija«). Beide liegen hier in der Chorversion vor, einzige Begleitung ist ein Akkordeon. Sie bezeugen auf ihre Weise das, was der Begleittext durch Zahlen zu vermitteln versucht: »Die Sowjetunion hatte 7 Millionen Soldaten und 10 Millionen Zivilbevölkerung an Toten durch den faschistischen Krieg.«

Konkret 02/98, S. 66

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Eine Presseagentur meldet's und die »FAZ« rückt's, ohne mit der Mouse zu zucken, ins Blatt:

Der 33 Jahre alte Serienmörder

Er hat aber weder den Derrick noch die Baywatch um die Ecke der Lindenstraße gebracht, sondern:

Moses Sithole ist am Freitag in Pretoria wegen Mordes in 38 Fällen zu 2.410 Jahren Haft verurteilt worden.

Wer möchte nicht mit ihm tauschen, bloß um zu erfahren, wie die Welt aussieht, wenn er rauskommt.

Helmut Schmidt, Jimmy Carter und andere Ehemalige haben sich etwas ausgedacht, womit sie sich ihre langen kalten Abende vertreiben können, und zwar eine

Allgemeine Erklärung der Menschenpflichten

Mit ihr wollen die Elder Blödmen die Leidtragenden der materiellen Spätfolgen ihrer Politik auch ideologisch piesacken, und sie können es, weil einer von ihnen Herausgeber einer Zeitung geworden ist, in der die Erklärung gedruckt anstatt, wie bei anderen Produkten beschäftigungstherapeutischer Tätigkeit im Seniorenheim üblich, formlos entsorgt wird.

(Gegen die Veröffentlichung des im Druck Folgenden wurde eine einstweilige Verfügung erstritten)

Steuerloch und Rentenkrise / Der Offenbarungseid

Und Jörges ist kein Etikettenschwindler. Wo Loch, Krise und Eid draufstehen, sind bei ihm auch immer Loch, Krise und Eid drin:

Die Bonner Koalition hat abgewirtschaftet, doch bislang blockiert sie den Rentenkompromiß mit der SPD - vor den Wahlen gilt: Erst kommt die Partei, dann das Land,

denn der brave Mann denkt an sich selbst, zuletzt, und der Ehrliche ist wieder mal der Wickert bzw. der Jörges.

Alarmierender als die Krise selbst ist die Gewöhnung an die Krise.

Es ist der bekannte Gewöhnungsalarm, jeder Feuermelder kann ein Lied davon tuten.

Sie ist in 15 langen, ermüdenden, Engagement und Kreativität, mehr noch aber politische Maßstäbe zermahlenden Kohl-Jahren in die Hirne gesickert, hat sich wie Mehltau übers Land gesenkt und ein Klima erzeugt, das auf eigentümlich gedämpfte Weise Depression und Wohlleben, Zukunftsangst und Gleichgültigkeit, Veränderungsbereitschaft und Beharrung mischt. Die späten Kohl-Jahre sind Jahre wohliger Verzweiflung. Der politische Skandal hat keine Reißzähne mehr er ist die Hauskatze am Kamin der Bonner Politik.

Was sei diese Gesellschaft? Gründlich zivilisiert? In einer zivilisierten Gesellschaft würde man für die in zermahlenden Jahren ins Hirn sickernde, wie Mehltau sich senkende und auf gedämpfte Weise Bereitschaft mit Beharrung mischende Krise, die wie eine Hauskatze um die ausgefallenen Reißzähne streicht, weggeschlossen. Ein Trost, daß wenigstens ab und zu Jörges' Chef Bissinger vorbeidichtet und zeigt, wie's geht:

Die 15 Jahre Kohl-Regierung haben ein Ideen-Vakuum hinterlassen, in dem alles möglich werden kann. Der Stillstand nagt an seinen Protagonisten. Das neue Jahrhundert verheißt den Deutschen noch mehr Unübersichtlichkeit.

Sei es, daß dort die Katze ins Vakuum sickert, sei es, daß der Mehltau in den Stillstand beißt. Warten wir's ab. Nichts wird so eigentümlich gedämpft wie gemischt.

Schau mal wer da spricht:

Es macht keinen Sinn, daß die Amerikaner und Japaner sich um den Microchip kümmern und wir uns um den Kartoffelchip.

Der Satz ist von einer so gnadenlosen Gedankenfreiheit, die dennoch ihren rheinischen Mutterwitz nicht verleugnet, daß er nur vom rebellischsten unserer Anbiedermänner stammen kann: Norbert Blüm.

Wie aber heißt das Institut, das uns so anschreibt?:

*Sehr geehrte Damen und Herren, in unserer neuesten Publikation, die den Titel »Evidenzen im Fluß * Demokratieverluste in Deutschland« trägt, sind wir zu dem Ergebnis gelangt, daß wir es mit einem Prozeß zu tun haben, in dem demokratische Werte und Rechte zur Disposition gestellt werden.*

Es heißt: Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung. Nicht drauf gekommen? Wo doch der Fluß, in dem die Evidenz liegt, unverkennbar die Ruhr ist.

Das Thema, das sich die Heinrich-Böll-Stiftung für ihre jüngste Tagung gewählt hatte, lautete:

Schuld, Verantwortung und die politische Würde der Nation

Man muß den Heinrich Böll nicht für den größten der politischen Denker halten, um ihn vorm Verdacht, in seinen Schriften solcher Stiftsbüberei Vorschub geleistet zu haben, in Schutz zu nehmen.

Aus »Springers Zeitungswald«, aus dem einst die erste der »Drei Kugeln auf Rudi Dutschke« kam, kommt heute dies:

Wie es im Liedchen heißt

nicht: »Ihr habt dem Mann die Groschen / Auch noch dafür bezahlt / Ach Deutschland, deine Mörder!«, sondern:

Wer sich nicht in Gefahr begibt, kommt drin um - das haben wir längst begriffen und vergessen auch nie bei aller Weltveränderei, uns treu zu bleiben, indem wir auch uns selber noch verändern. Ja, wir werden uns in immer neue Gefahren begeben müssen, aber ohne den albernen Kinderglauben, es gäbe eine Endlösung der Menschenfrage.

So geht's zu auf dem Weg an die lebensgefährlichen Kamine der Hanns-Seidel-Stiftung, die dem Augusto Pinochet so nett geholfen hat. Alles ändert sich, die »kostbare Wahrheit der Unidad Popular« zur »Veränderei«, die Endlösung zum albernen Kinderglauben, und die Groschen, die dem Mann für seinen Mord bezahlt wurden, kommen als Honorar des »Hamburger Abendblatts« zurück, inkl. 7,5 Prozent Mehrwertsteuer (halber Satz für Kulturschaffende).

im Jugendmagazin der »Süddeutschen Zeitung« sucht ein Moritz von Uslar Anschluß an die jungen Leute:

Es gibt viele Gründe, die RAF aus heutiger Sicht cool zu finden ... Der Lederrocker Andreas Baader, die sexy Pfarrerstochter Gudrun Ensslin, die Pop-Intellektuelle Ulrike Meinhof.. Baader stand auf Samthosen und maßgeschneiderte Hemden, bei der »Albertz abtreten!«-Demo hat man Ensslin mit Minirock gesehen, Meinhof trug dieselbe hippe Brille wie der Schriftsteller Uwe Johnson - alles Punkte, die dafür sprechen, daß die RAF ein »cooles Pop-Unternehmen« war

Die Mühe, die er sich gibt, als kleiner, jugendlicher Moritz zu erscheinen, weckt den Verdacht, daß der Uslar sich dem Alter nähert, in welchem die Inkontinenz ihr rnetaphorisches Potential zu verlieren pflegt. Und siehe:

Aber Coolness ist kein Kriterium, wenn Menschen sterben.

Kaum hat es ein bißchen gefetzt, da fleckt's auch schon.

Auch ich muß nicht immer nur miesmachen und niederreißen. Sowas hier:

Die Umweltredaktion von »Bild« verlieh gestern den Sven-Simon-Preis »Jugend schützt Umwelt«. Zudem wurde erstmals ein Sonderpreis an den Unilever-Konzern (»Fischstäbchen«) verliehen.

also sowas, das kann ich ehrlichen Herzens sagen, ist mir schon sehr recht.

Im Leitartikel der dümmsten Zeitung der westlichen Welt randaliert der Chefredakteur wegen der »Falschschreibreform«, dem »halbgaren Reförmchen«, dessen »programmiertes Chaos« nur »muntere Anarchie« gebäre, droht mit »zivilem Ungehorsam, auch Boykott genannt«, und hinten schreibt die Redaktion in alter Weise über das Motiv einer Schießerei:

Vermutlich Streitigkeiten um Prostituierte in Modell-Wohnungen.

Auf dem Türschild steht: Salon Doris Mustermann 3 x klingeln.